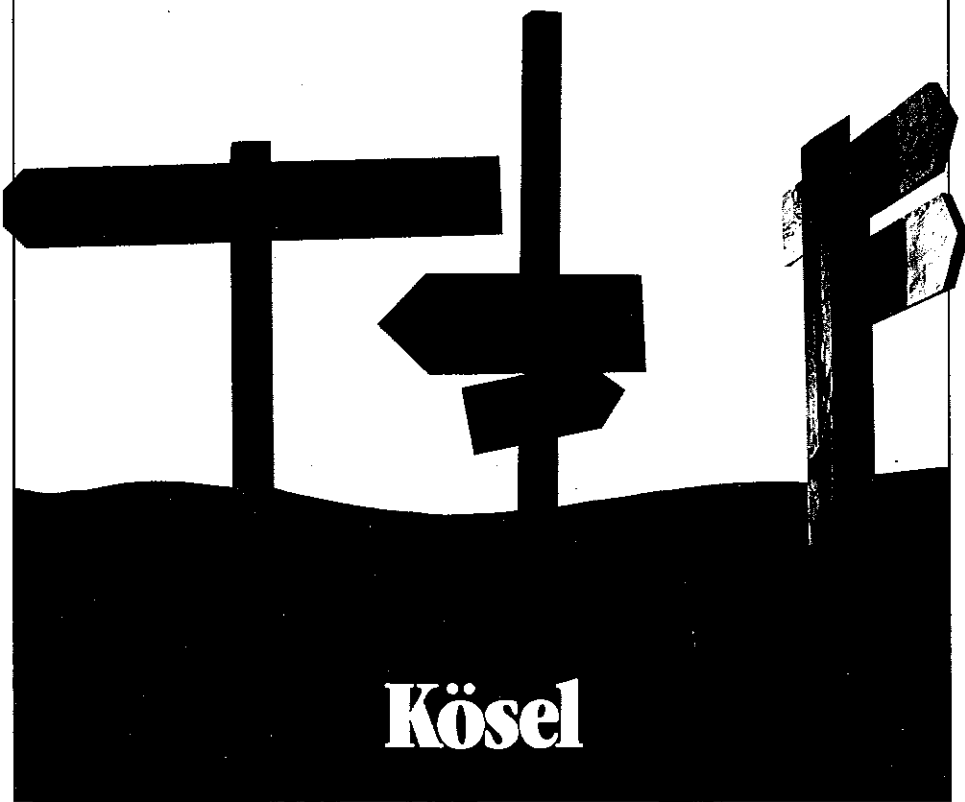


Lebenshilfe und Lebensberatung in der kirchlichen Jugendarbeit



Kösel

Lebenshilfe
und Lebensberatung
in der kirchlichen
Jugendarbeit

*herausgegeben von Bardo Pfannkuchen-Schaffner
und Hans Georg Ruhe*

Kösel-Verlag München

Herausgegeben vom Bischöflichen Jugendamt Münster in
Zusammenarbeit mit Bardo Pfannkuchen-Schaffner und
Hans Georg Ruhe

Bildnachweis

foto-present, Essen: 17 (2x), 82; H. G. Ruhe, Goslar: 29, 44, 52, 56, 99,
101, 113, 128, 137

Textnachweis

B. Lübbering: Nicht Klient, sondern Gast: 53 (aus: Mitten in der Welt.
Hefte zum christlichen Leben. Lochham, Jg. 20/1981)
Rolling Stones: Just want to see his face: © Francis, Day & Hunter,
Hamburg: 33; I'm going down: Mick Jagger/Keith Richard: © Mirage
Music Ltd. für Deutschland, Österreich und die Schweiz: Essex Musik-
vertrieb GmbH., Köln: 67; Can't you hear me knocking: Mick Jagger/
Keith Richard: © ABKCO Music, Inc. für Deutschland, Österreich und
die Schweiz: Essex Musikvertrieb GmbH, Köln: 143
H. G. Ruhe, Goslar: 10, 27, 45, 61, 92 (aus: H. G. Ruhe: Ansichten.
Kösel-Verlag, München 1981, S. 74), 110, 126 (aus: G. H. Ruhe: An-
sichten. Kösel-Verlag, München 1981, S. 72)

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lebenshilfe und Lebensberatung in der kirch-
lichen Jugendarbeit / hrsg. von Bardo Pfann-
kuchen-Schaffner u. Hans Georg Ruhe. [Hrsg.
vom Bischöfl. Jugendamt Münster]. - München :
Kösel, 1982.

ISBN 3-466-36121-4

NE: Pfannkuchen-Schaffner, Bardo [Hrsg.];
Diözese <Münster, Westfalen> / Jugendamt

ISBN 3-466-36121-4

©1982 by Kösel-Verlag GmbH & Co., München.

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

Satz: ts Ingrid Geithner, 8059 Walpertskirchen.

Druck und Bindung: Kösel, Kempten.

Umschlaggestaltung: Günther Oberhauser, München,

unter Verwendung eines Fotos von Burhard Bartel, Balingen

Inhalt

Vorwort	7
Beratung in der kirchlichen Jugendarbeit: Neuland oder Sackgasse? <i>Hermann Steinkamp</i>	11
Zur Bedeutung und Abgrenzung von Lebenshilfe und Lebensberatung in der kirchlichen Jugendarbeit <i>Bardo Pfannkuchen-Schaffner</i>	28
Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit (Auszüge aus dem Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland)	34
Praxisbeispiele <i>Ludger Funke</i>	36
Lebensberatung mit Jugendlichen durch einen Priester – Versuch einer ehrlichen Bestandsaufnahme <i>Alfons Vietmeier</i>	46
Nicht Klient, sondern Gast <i>Bernhard Lübbering</i>	53
Suche nach Solidarität und Sympathie – Protokoll zweier Gespräche <i>Theo Niederschmid</i>	57
Leiden aufspüren <i>Heinz Witbake</i>	62

Zuhören – Verstehen – Beraten <i>Elisabeth Breulmann/Rudolf Volk</i>	68
Wer gibt Lebensberatung und Lebenshilfe? <i>Bardo Pfannkuchen-Schaffner</i>	93
So wurde ich erwachsener Mitarbeiter <i>Hans Georg Ruhe</i>	104
Selbsthilfegruppen – Hilfe ohne Profis <i>Heinz-Josef Kessmann</i>	111
Leid und leiden <i>Ria Sönnekes</i>	117
Uns allen blüht der Tod <i>Alfons Vietmeier</i>	127
Ich teile meine Zukunft nicht in Planquadrate ein	131
Lebensplanung <i>Hermann Kappenstiel</i>	136
Autoren und Herausgeber	144
Bild und Textnachweis	4

Vorwort

„Lebenshilfe ist für mich Glaubenshilfe und Glaubenshilfe ist für mich Lebenshilfe“ so heißt es in einem Beitrag dieses Buches. Kirchliche Jugendarbeit kann sich nicht den individuellen Problemen einzelner entziehen, kann es vor allen Dingen dann nicht, wenn es an Grenzbereiche menschlicher Existenz geht. Vielfach wird eine zunehmende Verunsicherung Jugendlicher, zunehmende Schwierigkeiten Jugendlicher diagnostiziert, die resultieren aus den veränderten gesellschaftlichen Lebensbedingungen dieser Zeit. Jugendarbeit muß darauf eine Antwort finden, sei sie auch noch so ungenügend entwickelt und für einzelne unbefriedigend. Sie muß auch eine Antwort finden, wenn es um Fragen geht, die das kirchliche Selbstverständnis tangieren oder sogar angreifen. Hier wird die Frage nach der Glaubwürdigkeit des „personalen Angebots“ gestellt.

Lebenshilfe und Lebensberatung in der kirchlichen Jugendarbeit – eine Publikation zu diesem Thema muß sich mit einem so breiten Spektrum, mit solch vielerlei Themen- und Fragestellungen beschäftigen, daß ein Buch wohl kaum genügend Platz dafür bietet. Allein die sich anbietenden Assoziationen sind derart umfangreich, denkbare Differenzierungen derart kompliziert und in der Lage, Komplikationen heraufzubeschwören, daß man schnell genötigt ist, seine eigenen Ansprüche niedriger zu hängen.

Im vorliegenden Buch geht es deswegen in erster Linie darum, ein einführendes Denken in ein Aufgabenfeld zu ermöglichen, das häufig mehr unbewußt bearbeitet wird, dessen Chancen und Schwierigkeiten im Ablauf des Jugendarbeitsalltags schnell untergehen können. Dieses Buch wurde in erster Linie geschrieben von Praktikern für Praktiker. Es ist die Summe von Erfahrungen in unterschiedlichen Arbeitsfeldern und auf unterschiedlichen Ebenen.

Die Beschäftigung mit dem Thema: Lebenshilfe und Lebensberatung in der kirchlichen Jugendarbeit geht zurück auf eine Einschätzung der hauptamtlichen Mitarbeiter im *Bischöflichen Jugendamt Münster* zur Situation Jugendlicher und einem dabei konstatierten Defizit an konkreter Lebenshilfe in verschiedenen Lebensbereichen. Dieses festgestellte Defizit bezieht sich nicht auf einen therapiebedürftigen Zustand im engeren Sinne, sondern auf die Beobachtung, daß Erwachsene auf die konkreten Lebensfragen Jugendlicher (und diese auch untereinander) zu wenig Antwort geben (können).

Eine zweite Einschätzung, die das „Angebot“ kirchlicher Jugendarbeit betrifft, bestätigt die oben beschriebene Situation: Jugendarbeit unterliegt der Gefahr einer zunehmenden Reduktion auf Bildungsarbeit. Bestimmte rechtliche und gesetzliche Förderungsbedingungen von Jugendarbeit sowie die wachsende Zahl professioneller Pädagogen in der Jugendarbeit fördern eine Entwicklung, nach der nur noch in didaktischen und methodischen Kategorien gedacht und gehandelt wird.

Gegen diese Tendenzen wollten (und wollen) die Mitarbeiter des Bischöflichen Jugendamtes Münster einige Akzente setzen, die sich mit der Thematisierung von „Lebenshilfe und Lebensberatung in der Jugendarbeit“ umschreiben lassen. Das vorliegende Buch ist eine erste Zwischenbilanz der durchaus nicht immer einheitlichen Denk- und Handlungsansätze.

In einem ersten Beitrag diskutiert *Hermann Steinkamp* den vorliegenden Ansatz von Lebenshilfe und Lebensberatung aus unterschiedlichen Sichtweisen, er zeigt Abgrenzungen auf, gibt Definitionshilfen und macht mögliche Irrwege deutlich.

Steinkamp warnt vor der Fortsetzung des „Therapismus“, untersucht die Chancen und Möglichkeiten einer „partnerzentrierten Gesprächsführung“ und stellt die entscheidende Frage, ob es hierbei lediglich um eine Methode der kirchlichen Jugendarbeit geht, die neu entdeckt wurde oder aber ob der skizzierte Ansatz auch die Inhalte betrifft bzw. verändert.

Steinkamp beschäftigt sich des weiteren mit der Abgrenzung oder Nichtabgrenzung von Seelsorge und Beratungsarbeit.

Bardo Pfannkuchen-Schaffner warnt in seinem Beitrag davor, der „Pädagogisierung“ der Jugendarbeit nunmehr die „Therapeutisierung“ folgen zu lassen.

Er leistet Abgrenzungsarbeit besonders hinsichtlich der professionellen Berater bzw. Beratungsstellen.

Praxisberichte aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern schließen sich dem an. Dabei geht es nicht um das Spektakuläre sondern um die alltägliche „Kleinarbeit“.

Elisabeth Breulmann und *Rudolf Volk* versuchen in ihrem Beitrag „Zuhören – verstehen – beraten“, einiges an methodischer Hilfestellung zu geben. Daß dies im Rahmen dieses Buches verkürzt geschehen muß, liegt auf der Hand. Es soll den Leser lediglich anregen, seine eigene Praxis zu hinterfragen, weiterzudenken und vielleicht auch weiterzulesen.

In einem weiteren Beitrag wird versucht, das pädagogische Handlungsverständnis des erwachsenen Mitarbeiters in der Jugendarbeit in engem Zusammenhang mit dem Konzept: „Lebenshilfe und Lebensberatung“ zu begründen und zu erläutern.

Die Beschäftigung mit Leid und leiden, die Frage nach Selbsthilfegruppen auch im Rahmen von Jugendarbeit soll den Themenkreis abrunden. Lebensberatung ist *ein* Feld von Jugendarbeit. An mehreren Stellen des vorliegenden Buches wird betont, daß auf keine Weise einer Entpolitisierung, sprich einer Individualisierung der Probleme Jugendlicher das Wort geredet werden soll.

Wer glaubt, nur durch die Beratung einzelner die Probleme ganzer gesellschaftlicher Gruppen lösen zu können, der geht sicher einen Irrweg. Steinkamp schreibt dann auch: „Ziel der Kirchen und kirchlicher Jugendarbeit ist ja nicht die individuelle, leidfreie, heile, mit sich identische Persönlichkeit, sondern der Aufbau der Gemeinde Jesu und eines solidarischen menschlichen Gemeinwesens: als eines auf die absolute Zukunft des Reiches Gottes hinweisenden Zeichens, das aber zugleich bereits jetzt Praxis ist.“

Mit dieser Veröffentlichung richten wir uns in erster Linie an die Praktiker der Jugendarbeit – also etwa Jugendseelsorger, Pastoralassistenten und -referenten, Verbandsverantwortliche,

erfahrene Gruppenleiter. Aber auch über diesen Kreis hinaus dürfte es Interessenten finden.

Das Buch ist entstanden aus der Arbeit des *Bischöflichen Jugendamtes/Diözesanstelle des BDKJ Münster*. Einige Beiträge, die für die Publikation neu bearbeitet wurden, sind im BDKJ-Organ „*Das Schwarze Brett*“ in den vergangenen Jahren schon veröffentlicht worden, andere neu hinzugekommen. Mehrere Mitarbeiter an dieser Publikation sind bzw. waren auch Mitarbeiter des Bischöflichen Jugendamtes. Viele haben an den Denkansätzen mitgearbeitet, die hier selber nicht zu Wort gekommen sind.

Ihnen sei hier ausdrücklich gedankt.

Bardo Pfannkuchen-Schaffner

Hans Georg Rube

Augen gerade aus
Ohren aufsperrn
Schnauze

Guck hier hin
Alle mal herhören
Halt endlich den Mund

Paß auf mich auf
Was rede ich denn
Schweig doch mal

Schau mich an
Hör mir zu
Schweig für mich

Beratung in der kirchlichen Jugendarbeit: Neuland oder Sackgasse?

Hermann Steinkamp

Die in diesem Buch gesammelten Entwürfe, Berichte und Reflexionen dokumentieren den Versuch, das Element „Beratung“ im Konzept und in der Praxis kirchlicher Jugendarbeit zu verankern. Darin schlägt sich gleichzeitig ein Stück kirchlicher Praxis nieder, insofern – entgegen einer landläufigen Auffassung – die Arbeit von Mitarbeitern eines diözesanen Jugendamtes als Praxis zu begreifen ist. (Ob es eine „gute“ oder „richtige“ Praxis ist, entscheidet ja nicht die räumliche Nähe zur Gemeinde, bzw. zum „Endverbraucher“ von Konzepten kirchlicher Jugendarbeit, sondern allein, ob diese für sie relevant und hilfreich sind.)

Wie ist dieser Versuch, Beratung als einen wichtigen Bestandteil von Jugendarbeit zu akzentuieren, zu verstehen?

Handelt es sich um eine neue, bislang nicht erforderliche oder vernachlässigte Aufgabe?

Signalisiert diese Akzentsetzung vielleicht eine Tendenzwende in den Zielschwerpunkten, etwa die Abkehr von politischen oder sozialdiakonischen Zielen?

Oder handelt es sich gar um eine kirchliche Variante dessen, was *H. von Hentig* als einen gesamtgesellschaftlichen Trend zum „Therapismus“¹ diagnostiziert: eine grassierende Neigung, alles und jedes als therapiebedürftig zu erklären und dadurch insgeheim die Individuen von ihrer politischen Verantwortlichkeit zu dispensieren? Kirchliche Jugendarbeit auf der modischen Welle des Psycho-Booms, der u. a. davon lebt, daß möglichst viele Menschen sich als hilflos und ratsuchend erleben?

¹ vgl. *H. von Hentig*: Gruppen-Verführung. Die mutwillige und unbemerkte Verallgemeinerung des therapeutischen Prinzips und ihre Folgen für die politische Kultur, in: psychosozial, 3. Jg., 2 (1980), 79-98

Wird hier etwa – um eine weitere Vermutung zu nennen, die sich spontan einstellen könnte – das, was ehemals Seelsorge hieß, unter der Hand uminterpretiert, laizistisch gar, und wie verhielte sich dann die *neue* Beratung zur *alten* Seelsorge?

Mit diesen Fragen sind einige Problem-Kontexte anvisiert, in denen *Beratung* derzeit diskutiert wird. Deren Differenzierung könnte dazu dienen, die impliziten Ziele der Mitarbeiter des Münsteraner Jugendamtes besser zu verstehen und unter praktisch-theologischer Perspektive zu reflektieren.

1. Konzept-Fortschreibung?

Handelt es sich bei der Akzentuierung des Elements Beratung um eine Fortschreibung des gegenwärtigen Grundkonzepts kirchlicher Jugendarbeit² oder lediglich um eine Verfeinerung ihres Methoden-Inventars?

Um diese Frage beantworten zu können, muß zunächst näher untersucht werden, was genau unter diesem Konzept von Beratung zu verstehen ist. Dabei fällt auf, daß der Begriff in einem dreifachen Sinn verwendet wird:

• Berater/Beratung dient zur näheren Kennzeichnung der Rolle des erwachsenen Mitarbeiters³, und zwar in der Linie dessen, was der *Synodenbeschluß* über diesen unter der konzeptuellen Chiffre „personales Angebot“⁴ ausführt: er ist nicht Leiter, Lehrer, Veranstalter o. ä., sondern „Berater“. Dabei ist offen, ob er einzelne, Gruppen oder Teams berät:

² Als Grundkonzept unterstellen diese Ausführungen den Synodenbeschluß *Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit*, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe. Freiburg-Basel-Wien 1976, 288-311. Der Zusammenhang ist im Blick auf das konkrete Münsteraner „Beratungs“-Konzept unstrittig, ansonsten und prinzipiell natürlich nicht.

³ vgl. B. Pfannkuchen-Schaffner, im Buch S. 93 ff.

⁴ vgl. Synodenbeschluß „Jugendarbeit“, a.a.O., 298-302. Unter den Texten dieses Bandes stellt der Beitrag von L. Funke übrigens eine geradezu klassische „narrative“ Verdeutlichung des „personalen Angebots“ dar.

wichtig an seiner Funktion ist die (methodisch reflektierte) Hilfe zu Entscheidungsfindung und Problemlösung. Der Ratgeber ist unter diesem Gesichtspunkt ein ebenso schlechter Berater wie der, der Entscheidungen abnimmt, Lösungen vorschlägt.

• Beratung wird eine besondere Form der Interaktion zwischen Ratsuchendem und Berater genannt, wie sie als wissenschaftlich entwickelte, professionelle Methode unter den Etiketten „nicht-direktive“ bzw. „partner-zentrierte Gesprächsführung“ gebräuchlich ist⁵ und hinsichtlich ihrer Herkunft aus der Humanistischen Psychologie, näherhin aus der Schule von C. Rogers und der von ihr entwickelten klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie zu identifizieren ist.⁶

• Schließlich wird Beratung im Sinne von (Einzel-) Seelsorge (bzw. formal analog) Lebensberatungs-Gespräch verwendet.⁷ Die soziale Situation, die damit assoziiert wird, ist in der Regel das Zweier-Gespräch, die assoziierten Inhalte: persönliche, zuweilen intime Lebensprobleme des Jugendlichen.

Durch diese drei Bedeutungen sind gleichzeitig andere ausgeschlossen, die Beratung üblicherweise auch noch hat, insbesondere institutionalisierte Formen, wie Eheberatung, Drogenberatung u. ä., aber auch professionelle bzw. an bestimmte Rollen gebundene Formen, wie z. B. Supervision. Die Differenzierung der drei erstgenannten Bedeutungen von den letzteren ist für das hier diskutierte Verständnis von Beratung äußerst wichtig.

Beratung also als Rollen-Beschreibung, als Methode und als Chiffre für Seelsorge/Lebensberatung: Was ist den drei Bedeutungen gemeinsam? Offenkundig die impliziten Wertvorstellungen der nicht-direktiven, partner-zentrierten Beratungsmethode! Das ist eine erstaunliche erste Antwort auf unsere Ausgangsfrage: hier wird also nicht nur eine Methode in die Ju-

⁵ vgl. R. Volk/E. Breulmann, im Buch S. 68 ff.

⁶ vgl. C. Rogers: Die nicht-direktive Beratung. München 1972

⁷ vgl. die Beiträge von A. Vietmeier, im Buch S. 46/ B. Lübbering, im Buch S. 53/ T. Niederschmid, im Buch S. 57

gendarbeit übernommen, sondern offenbar auch (neue?) Inhalte und Zielvorstellungen. Der naheliegende Verdacht, bei der Einführung des Elements „Beratung“ sei eine verdeckte Professionalisierungs-Strategie von Sozialarbeitern im Kirchengdienst im Spiel⁸, scheint zunächst entkräftet. Dafür kommt ein neuer auf: Was macht denn eigentlich die Faszination der genannten Wertimplikationen der nicht-direktiven Beratungsmethode aus? Warum sind – übrigens nicht nur in der kirchlichen Jugendarbeit⁹ – Grundhaltungen, wie nicht-wertende Zuwendung zum Gesprächspartner, menschliche Wärme, Empathie so „gefragt“, daß Mitarbeiter sie zu einem Programm-Schwerpunkt erklären? „Lernen“ hier kirchliche Jugendfunktionäre aus der Erfahrung, daß bei heutigen Jugendlichen nur noch eine solche nicht-wertende, annehmende Grundeinstellung „ankommt“? Liegt hier gar eine bewußt-unbewußte Strategie vor, die jenes verbreitete Unbehagen Jugendlicher an der „Moralanstalt Kirche“ zu unterlaufen sucht, das die Kirche wegen ihrer rigiden Normen ablehnt?

Oder zielt die Strategie in eine andere Richtung: Was macht denn ein kirchlicher Mitarbeiter, der das junge Paar, das ohne Trauschein zusammenlebt, „nicht-wertend“, „akzeptierend“ in seinen Beziehungsschwierigkeiten berät? Darf er das gar Seelsorge nennen? Kollidiert nicht gerade diese Methode und Ideologie von Beratung fundamental mit dem Auftrag, die kirchliche Lehre zu verkünden und die kirchlichen Wertvorstellungen weiterzugeben?

⁸ Unter Professionalisierungs-Strategien werden u. a. Bestrebungen von (neuen) Berufsgruppen verstanden, durch die Verwendung effektiver, wissenschaftlich legitimer Methoden einen höheren gesellschaftlichen (kirchlichen) Status zu erlangen.

⁹ Die klientenzentrierte Gesprächsführung und Gesprächstherapie hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine fast begierige Rezeption in kirchlichen Praxisfeldern (Telefonseelsorge, Klinische Seelsorge, Beratungsstellen aller Art) gefunden; vgl. etwa *M. Kroeger*: Themenzentrierte Seelsorge. Stuttgart 1973; *M. von Kriegstein*: Gesprächspsychotherapie in der Seelsorge. Stuttgart 1977; *H. Lemke*: Theologie und Praxis annehmender Seelsorge. Stuttgart 1978 sowie jüngst *A. Zottl*: Erfahrung und Gegenwärtigkeit. Dialogische Folien über die Anthropologie von *C. Rogers*. Göttingen 1981

Solche Fragen, die in kirchlichen Beratungsstellen seit langer Zeit diskutiert werden, können hier nur als Problemanzeige aufgeworfen werden. Ihre Beantwortung würde eine differenzierte theologische und seelsorge-theoretische Erörterung erfordern, für die hier nicht der Ort ist.¹⁰

Nehmen wir also an, kirchliche Jugendarbeit sei an der nicht-direktiven Beratungsmethode nicht allein wegen ihrer erwiesenen Effektivität interessiert, auch nicht allein wegen der Tatsache, daß diese Methode selbst von Laien in relativ kurzer Zeit gelernt werden kann, sondern vor allem auch wegen ihrer „menschenfreundlichen“ Werthintergründe, was ist damit für unsere Ausgangsfrage gewonnen? Ist damit entschieden, daß „Beratung in der kirchlichen Jugendarbeit“ einen konzeptuellen Fortschritt bedeutet?

Offenkundig muß zuvor noch eine weitere Vorfrage geklärt werden: die Frage nach den – faktischen bzw. potentiellen – Inhalten von Beratung sowie deren Bezug zu den anderen Inhalten kirchlicher Jugendarbeit. Zur Veranschaulichung: Wenn bestimmte brisante „Themen“, wie Kriegsdienstverweigerung, Sexualität, Suchtgefahr u. ä., nur noch in Beratungssituationen, aber nicht (mehr) in der Gruppe, in der „Öffentlichkeit“ zur Sprache kommen können, hat das unter Umständen handfeste Auswirkungen auf die (politische, spirituelle) Programmatik der gesamten Jugendarbeit.¹¹

¹⁰ vgl. z. B. *H. Lemke*, a.a.O., 22-63; *D. Stollberg*: Mein Auftrag – Deine Freiheit. München 1972; *E. Gubr*: Personale Beratung. Göttingen 1981

¹¹ Der Einwand, gerade bei der nicht-direktiven Beratung bestimme ausschließlich der Ratsuchende die „Inhalte“, ist im Kontext unserer Frage trivial: natürlich ist das Angebot von Beratung „an sich“ schon wertvoll, als Diakonie und auch, daß man dieses Angebot so qualifiziert wie möglich machen sollte, versteht sich von selbst.

2. Beliebige Inhalte?

Was sind Inhalte nicht-direktiver Beratungsgespräche, wer bestimmt sie, welche Möglichkeiten hat der Berater, das Gespräch in eine bestimmte Richtung zu lenken, ohne direktiv zu sein? Gibt es überhaupt „bessere“ oder „weniger gute“ Inhalte?

Ist nicht die Not eines Jugendlichen, der unter der zerrütteten Ehe seiner Eltern leidet, ein genauso wichtiger Inhalt wie die Angst des Kriegsdienstverweigerers vor seinem Prozeß? Was unterscheidet die hoffnungslose Situation des schwangeren Mädchens von der des jungen Alkoholsüchtigen?

Bis hierher offenbar rhetorische Fragen.¹²

Was aber tut der Mitarbeiter einer *Offenen Tür*, dem ein Mädchen in einer Beratungssituation ihren Abtreibungsplan mitteilt? Kann ein von der Kirche bezahlter Hauptamtlicher eine Gruppe auch noch dabei beraten, wenn sie die Besetzung der Pfarrkirche plant, um auf die Situation verfolgter Christen in Chile aufmerksam zu machen?

Die beiden letzten Fragen dürften deutlich die Grenzen des Prinzips der Nicht-Wertung aufzeigen, zumal im kirchlichen Kontext. Aber selbst wenn im einzelnen konkreten Fall noch akzeptable Lösungen denkbar sind (im zuletztgenannten etwa, daß der Mitarbeiter der Gruppe deutlich macht, daß er die Beratung aus Gewissensgründen nicht fortsetzen kann), so weisen die beiden Beispiele doch auf ein grundsätzliches Dilemma hin: die Grenzen der Berater hängen zusammen mit der politischen bzw. christlichen Grundoption, anders gesagt: Es gibt keine politisch unschuldige Beratung. Das wird an einer anderen „Front“ noch deutlicher:

¹² Daß Lebensprobleme dieser Art (hoffentlich) irgendwo im Raum kirchlicher Jugendarbeit zur Sprache kommen können, verständnisvoll angenommen werden und sich womöglich für die Betroffenen Lösungen finden lassen: das walte Gott! Ein Fortschritt ohne Zweifel, wenn unter Jugendlichen bekannt wird, daß man damit in kirchlichen Jugendhäusern gut aufgehoben ist.



Ist dem Arbeitslosen mit geduldigem Zuhören geholfen? Was ist mit dem stumpfsinnigen Trinken und der irrationalen Aggressivität, die ihn in den Knast gebracht hat? Was tun mit Trebegängern und jugendlichen Prostituierten, die keine andere Chance mehr sehen, um an Drogen zu kommen?

Man kann die letztgenannten Beispiele mit dem Hinweis abtun, hier seien endgültig die Möglichkeiten von Laien-Beratung erschöpft, solche Fälle gehörten eindeutig in die professionellen Beratungsstellen, bzw. im Falle des Arbeitslosen aufs Arbeitsamt. Das ist jedoch nur die halbe Wahrheit: natürlich gehört zur Grundkompetenz des Laien-Beraters gerade die Fähigkeit, seine Grenzen realistisch einzuschätzen.

Die andere Hälfte heißt: an diesen Extrem-Beispielen wird neben der Kompetenz-Grenze eine andere sichtbar, nämlich die Grenze des Konzepts und damit des Einflußbereiches kirchlicher Jugendarbeit. Anders gesagt: Die Roger'sche nicht-direktive Beratung ist eine ausgesprochen mittelschicht-spezifische Beratungsform, die für die Sozial- und Jugendarbeit mit Unterschicht-Jugendlichen ungeeignet ist. Das liegt vor allem an der Tatsache, daß die Methode ausschließlich auf verbale Kommunikation zentriert ist und wesentlich von der Verbalisierung emotionaler Erlebensgehalte des Ratsuchenden lebt. Ferner neigt die klient-zentrierte Beratungsform – aufgrund immanenter, wiederum typisch mittelschichtgebundener Ziele wie Selbstverwirklichung, Autonomie, etc. – dazu, Probleme zu individualisieren, d. h. dem einzelnen zuzuschreiben.

Der Unterschicht-Angehörige erlebt dagegen seine Probleme als Außendruck der sozialen Umwelt, zumeist als ausweglose materielle Einengung und empfindet persönliche Zuschreibung zu Recht als ungerecht.¹³

Nochmals am Beispiel: Ob ich die ohnmächtige Wut des arbeitslosen Jugendlichen seiner Faulheit und Hemmungslosigkeit zuschreibe oder unseren wölfischen Ausbildungsstätten, macht einen großen Unterschied. Ob ich das Problem des

¹³ vgl. M. Koschorke: Unterschichten und Beratung, in: Wege zum Menschen 25 (1973), 129-163

Strichjungen als sexuelles definiere oder als einen Fall schamloser Ausbeutung durch Dealer: Probleme werden erst im Prozeß der Beratung „definiert“, und bekanntlich hat dabei der Berater die eindeutig größeren Chancen, seine Definition durchzusetzen.¹⁴

Der Berater hat also, oft ohne es zu wollen und sich dessen bewußt zu sein, entscheidenden Einfluß auf die Inhalte der Beratung, zumal durch die Art und Weise, wie er Probleme zu definieren gewohnt ist. Diese Definitionen sind selber schichtenbedingt, aber sie hängen darüber hinaus nochmals konkret von den Werten der jeweiligen Bezugsgruppe des Beraters (Kirche, Mitarbeiterteam) ab.¹⁵

Die selbstkritische Einsicht in die Begrenztheit der nicht-direktiven Beratungsmethode nach Rogers enthält nicht notwendig ein abschließendes Urteil über ihren Wert für die gegenwärtige kirchliche Jugendarbeit, die nun einmal leider (noch) mittelschichtorientiert ist. Im Gegenteil: diese Einsicht könnte bei der Propagierung dieses Beratungskonzepts wichtige Neben-Effekte zeitigen, z. B.

- daß im Zuge des Trainings bestimmter Fertigkeiten, wie „aktiv zuhören“, „sich einfühlen“ u. ä. erwachsene Mitarbeiter hellhöriger werden für individuelle Nöte und Leiden einzelner, so daß sie daraus Konsequenzen ziehen für die „offiziellen“ Programme, Projekte und Gruppenaktivitäten;
- daß die Fähigkeit des Beraters zu „verbalisieren“ – dem Jugendlichen zu helfen, das, was er nur diffus spürt, in Worte zu fassen – nicht nur in der Zweier-Situation wirksam

¹⁴ vgl. U. Seibert: Soziale Arbeit als Beratung. Weinheim - Basel 1978; J. Krausslach / F. Düwer / G. Fellberg: Aggressive Jugendliche. Jugendarbeit zwischen Kneipe und Knast. München 1976

¹⁵ Ein Vergleich mit einer ähnlichen Initiative macht dies deutlich: Der Bericht „Jugendberatung“ der Konflikt- und Bildungsberatung für Arbeiterjugendliche (Berlin 1977) schildert ein Beratungsprojekt, bei dem der Ausgangspunkt zwar ebenfalls die subjektiv empfundenen Konflikte der Jugendlichen (z. B. Arbeitslosen) war, das Beratungsziel jedoch nicht im Bereich subjektiver Linderung des Leidensdrucks formuliert wurde, sondern in der Bewußtmachung gesellschaftlicher Zusammenhänge und in der Motivierung zu politischem Engagement.

wird, sondern für die Buchstabierung der Ziele von Jugendarbeit überhaupt — durch die Jugendlichen. Denn schon längst ist die alte Faustformel „Bei den Bedürfnissen der Jugendlichen ansetzen“ neu zu formulieren: „... und bei den Verhaltensauffälligkeiten“.

Wenn dieser Zusammenhang zwischen Beratung und übrigen Aktivitäten von Jugendarbeit nicht nur gesehen, sondern immer wieder wechselseitig hergestellt wird, wäre das eine gute Entwicklung. Dann könnte Beratung weder zu einem marginalen Bereich erklärt werden, in dem einige Psycho-Freaks und notorische „Seel“-Sorger sich tummeln, noch könnte sie gegen die politischen Ziele ausgespielt werden. Daß dieser Zusammenhang nicht verlorengeht, hat indessen eine fundamentale Bedingung: daß Beratung nicht zu einer spezifischen, womöglich an bestimmte Personen und Rollen gebundene Funktion wird, sondern eine Kompetenz aller Beteiligten.¹⁶

3. Sozialpsychologische Fußangeln

Die Einschätzung des „quantitativen Bedarfs“ an Beratung im Rahmen kirchlicher Jugendarbeit fällt gegenwärtig aus mehreren Gründen schwer:

— unterschiedliche Beobachtungen, u. a. von Sozialisationsforschern scheinen für die jüngste Entwicklung auf „veränderte(n) Problemlagen und verschärfte(n) Konfliktkonstellationen im Jugendalter“¹⁷ hinzudeuten;

¹⁶ Unter diesem Aspekt halte ich den Hinweis *H. J. Kessmanns*, im Buch S. 111, auf Selbsthilfe-Konzepte als generelle Steuerungsmöglichkeit gegen falsche Professionalisierungstendenzen für ganz entscheidend.

¹⁷ *Deutscher Bundestag*: Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe — Fünfter Jugendbericht — Drucksache 8/3685 Bonn 1980, 29; vgl. ferner: *Deutscher Bundestag*: Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland — Drucksache 7/4200 und 7/4201, Bonn 1975, der den Anteil verhaltensgestörter Kinder und Jugendlicher mit 20 bis 30 % der jeweiligen Altersgruppe angibt; vgl. auch den Band der *Materialien zum 5. Jugendbericht*, München 1979 (Deutsches Jugendinstitut)

- gleichzeitig macht die bereits genannte Tendenz zum „Therapismus“¹⁸ und deren kritische Einschätzung auf die Möglichkeit aufmerksam, daß ein Teil der Nachfrage nach Beratung auch künstlich (nach den bekannten Gesetzen von Marketing und Werbung) erzeugt sein könnte;
- daneben müssen außer der bereits erwähnten Schichten-Schranke wohl weitere Selektions-Schwellen in Rechnung gestellt werden, die von vornherein bestimmte Gruppen von sozial und psychisch hilfsbedürftigen Jugendlichen erst gar nicht ins Blick- und Arbeitsfeld kirchlicher Jugendarbeit gelangen lassen;
- schließlich dürfte — einen bestimmten objektiven Bedarf einmal unterstellt — schwer abzuschätzen sein, wieviel Kräfte sinnvollerweise bereits „präventiv“ einzusetzen wären, bevor noch akute Notwendigkeit zu Beratungs-Interventionen eintritt.¹⁹

Was folgt aus diesen Einschätzungen im einzelnen?

1. Nicht allein die statistischen Daten, sondern auch die allgemeineren Beobachtungen, die der Theorie und Diskussion um den sogenannten „Neuen Sozialisationstypus“²⁰ zugrunde

¹⁸ vgl. Anm. 1; ferner: *H. Steinkamp*: Die vermarktete Religion, in: *Wege zum Menschen* 32. Jg., 11/12 (1980) 442-452; sowie *H. G. Metzger*: ‚Psychoboom‘, psychologische Beratung und gesellschaftliche Entwicklung, in: *Wege zum Menschen* 33. Jg., 3 (1981) 84-95

¹⁹ Natürlich ist es problematisch, innerhalb des Systems Jugendarbeit, dessen Funktion unter dem hier erörterten Gesichtspunkt insgesamt als „präventiv“ zu bezeichnen wäre, nochmals von Prävention zu sprechen. Gemeint ist die Möglichkeit, über die Mitarbeiter-Schulung auf den „Standortvorteil ... (der) Beratung im Jugendfreizeitheim“ (vgl. *Jugendberatung ...* Anm. 15, 106) aufmerksam zu machen, d. h. auch Beratung so „nah“ wie möglich an die übrigen Aktivitäten von Jugendarbeit anzubinden.

²⁰ Zum Einstieg in die Diskussion eignen sich: *F. Arnold*: Narzißmus — Thema zeitgenössischer Kulturkritik, in: *Das Parlament* Nr. 46 v. 15.11.1980; *G. Brenner*: Zur Diskussion um den „Neuen Sozialisationstypus“, in: *deutsche jugend*, 28. Jg., 9 (1980), 402-411; *E. Haas*: Religion — Sekte — Sucht, in: *Wege zum Menschen*, 32. Jg., 10 (1980), 339-408; *H. Häsing / H. Stubenrauch / T. Ziehe*: Narziß — ein neuer Sozialisationstypus? Bensheim 1979; *Ch. Lasch*: Das Zeitalter des Nar-

liegen, deuten darauf hin, daß der Bedarf an psychotherapeutischer und – was unsere Frage tangiert – psychosozialer Hilfeleistung drastisch gestiegen ist. Ob und unter welchen Voraussetzungen kirchliche Jugendarbeit dazu beitragen kann, hängt nicht zuletzt davon ab, ob es gelingt, auf breiter Basis Mitarbeiter genau für die hier ins Auge gefaßte (nicht-professionelle) Form von Beratung so vorzubereiten, daß einerseits die notwendigen Grundkompetenzen erworben, andererseits die hier erörterten Gefahren (siehe Punkt 2, S.16) vermieden werden.²¹

Sofern sich diese Voraussetzungen erfüllen lassen, wird man das Beratungskonzept als eine adäquate christlich-diakonische Reaktion der kirchlichen Jugendarbeit auf die konkreten Anforderungen der gegenwärtigen Situation der Jugendlichen bezeichnen können.

2. Die Autoren des Konzepts scheinen mir in einem hohen Maße wachsam gegenüber den Gefahren des „Therapismus“ und des Psycho-Booms:

– *B. Pfannkuchen-Schaffner* warnt davor, der Pädagogisierung der Jugendarbeit nun eine Therapeutisierung folgen zu lassen.²²

zißmus. München 1980; *H. Müller-Pozzi*: Gott – Erbe des verlorenen Paradieses, in: *Wege zum Menschen*, 33. Jg., 5/6(1981), 191-203; *O. Negt*: Die verlorenen Söhne kehren nicht mehr zurück, in: *Psychologie heute*, 7. Jg. 2(1980), 34-36; *C. Richter* (Hrsg.): *Die überflüssige Generation*. Königstein 1979; *T. Ziehe*: *Pubertät und Narzißmus*. Frankfurt - Köln 1975

²¹ Daß dies im Blick auf die Schulung der Ehrenamtlichen eine komplizierte Gratwanderung werden dürfte, werden diejenigen ermessen können, die in den letzten Jahren das Synoden-Konzept in die Praxis umzusetzen versucht haben: vgl. *H. Steinkamp*: *Jugendarbeit als soziales Lernen*. Mainz-München 1977. Ob und wie dabei überhaupt der Tendenz zu einer „Semiprofessionalität“ (5. Jugendbericht ..., a.a.O., 195) vermieden werden kann, scheint derzeit prinzipiell fraglich. Jedenfalls dürfte die Konsistenz des Konzepts genau an diesem Punkt darüber entscheiden, ob „Beratung in der Jugendarbeit“ mehr ist als ein ideales Postulat.

²² vgl. *B. Pfannkuchen-Schaffner*, im Buch S. 28 f.

– *A. Vietmeier*²³ macht ausdrücklich auf die Gefahr des sogenannten „Helfer-Syndroms“ aufmerksam, die – zumal in den helfenden Berufen verbreiteten – Versuchung, die eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit dadurch zu „bewältigen“, daß man sich als Helfer von noch Hilfloseren weiß.

– *H. J. Kessmann* weist auf die Chancen von Selbsthilfegruppen als einer Möglichkeit hin, den Tendenzen zu einem a-politischen Psycho-Reservat zu begegnen, sich von professionellen Helfern unabhängig zu machen und die natürlichen therapeutischen Potentiale einer Gruppe zu nutzen.²⁴

Indem diese Gefahren bereits im Prozeß der Konzept-Entwicklung gesehen werden, sind sie bekanntlich nur noch halb so groß.²⁵ Der Rest an sozialpsychologischen Fußangeln des Berater-Konzepts scheint mir in zwei Bereichen zu liegen:

- Es gibt offenkundig so etwas wie eine kollektive Version des Helfer-Syndroms: die Neigung, die politische (innerkirchliche?) Ohnmacht einer Gruppe dadurch zu verleugnen, daß man sich „Klienten“ sucht, denen es noch schlechter geht. Diese kollektive Versuchung ist von der individuellen zu unterscheiden, sie ist oft noch schwerer zu durchschauen.
- In einer häufig anzutreffenden verkürzten Wiedergabe der Theorie vom „Neuen Sozialisationstypus“ wird diese beinahe bis zu ihrer eigenen Verkehrung entstellt, in der Vor-

²³ vgl. *A. Vietmeier*, im Buch S. 50

²⁴ vgl. *H. J. Kessmann*, im Buch S. 111 f. Ich halte dieses Argument auch aus einem anderen Grunde für wichtig: Die Rede von Beratung legt allzu leicht die Assoziation einer dyadischen Situation (Berater-Klient) nahe, was zugleich die Möglichkeit von Beratung im Gruppenkontext ausblendet; vgl. dazu *C. Rogers*: *Encounter-Gruppen*. München 1974, 50-53; sowie *D. Stollberg*: *Seelsorge durch die Gruppe*. Göttingen 1975. Dieser Hinweis Kessmanns ist nochmals unabhängig von der Maxime zu unterstreichen, Beratung mit den übrigen Aktivitäten von Jugendarbeit möglichst eng zu verzahnen.

²⁵ Eine allzu vereinfachende Verbreitung von *W. Schmidbauer*: *Die hilflosen Helfer*. Reinbeck 1977 – gerade auch im Bereich der Sozial- und Jugendarbeit hat freilich zu falschen Alternativen geführt und die Tendenz entwickelt, Helfen generell zu verteufeln. Dazu *W. Schmidbauer*: *Schlafen oder nicht – das ist die falsche Frage*, in: *Sozialmagazin* 3. Jg., 12(1978), 28/29

stellung nämlich, der „Neue Sozialisationstypus“ sei der „neue Jugendliche“, die neuen („narzißtischen“) Verhaltensmuster sozusagen das „Problem“ des Jugendlichen (wie wir es von den immer neuen Etikettierungen der jungen Generation als einer „skeptischen“, „unbefangenen“, „apathischen“ usw. zu denken gewohnt waren). Genau das besagt die Theorie nicht, sondern eher umgekehrt: wenn schon, dann sind die Erwachsenen, die Erzieher, die Eltern von den neuen Bedingungen, unter denen Sozialisation geschieht, mindestens in gleichem Maße betroffen wie die Jugendlichen. Das bedeutet: Wer immer diese Theorie zur wissenschaftlichen Absicherung eines pädagogischen oder „Beratungs“-Konzepts benutzt, muß konsequenterweise immer auch von der Orientierungs- und Ratlosigkeit, von der emotionalen und vielleicht auch psychischen Beschädigung des Erwachsenen, des „Beraters“ reden.

Ob die kirchlichen Jugend-Berater den beiden letztgenannten Gefahren entgehen, wird sich an der Entwicklung der nächsten Jahre erweisen; ob die Jugendarbeit sich lautlos aus ihrer politischen Arbeit, aus dem Kampf um die noch unabgeholten Forderungen nach mehr Einfluß der Jugendlichen in der Kirche, in die windstillen Enklaven von Einzel-Seelsorge, Lebensberatung und Gruppenberatung zurückzieht oder nicht.

Wenn aber Beratung als eine wichtige, vielleicht von vielen Mitarbeitern neu zu lernende Funktion von Jugendarbeit, in diesem Sinne als Neuland, erkannt wird, dann „stimmt“ das Konzept.

Wo sie als das „Gelobte Land“ betrachtet wird, dürfte der Weg in eine Sackgasse führen.

4. Beratung und Seelsorge

Das Verhältnis von Beratungs- und Seelsorgegespräch wird landläufig noch immer unter dem Aspekt eines „Mehr“ problematisiert, das das eine vom anderen unterscheidet.

Dabei ist inzwischen weitgehend unstrittig, daß beide sich in

den methodischen Grundelementen (aktiv zuhören, möglichst nicht bewerten, keine Lösungen vorgeben usw.) nicht unterscheiden. Die neuere Seelsorge-Bewegung (zumal die methodischen Spezialformen, wie Clinical Pastoral Training, Pastoral Counseling) lebt u. a. von der Überzeugung, daß sich die Seelsorge wissenschaftlich erprobter Methoden bedienen muß.

Ebenso wird heute niemand mehr ernsthaft behaupten, das Seelsorgegespräch sei Sache des Priesters, das Beratungsgespräch Sache des (ehrenamtlichen) Laien-Mitarbeiters, es sei denn, es handle sich um die Sondersituation des Beichtgesprächs.

Aber worin besteht dann das „Mehr“?

Einige Theologen suchen es in den Gesprächs-Inhalten: nur wo (auch) ausdrücklich Glaubensfragen zur Sprache kämen, könne man von Seelsorge-Gespräch reden. Die Schwäche dieser These ist, daß sich die Glaubensdimension eines Problems nie trennscharf von seinen Alltags-Aspekten abgrenzen läßt: das tiefsitzende Mißtrauen des körperbehinderten Mädchens hat sowohl eine zwischenmenschliche wie (in aller Regel darin verwobene) religiöse Komponente, die sich allenfalls gedanklich unterscheiden lassen. Ein sachgerechtes Seelsorge- bzw. Beratungsgespräch (im Kontext kirchlicher Jugendarbeit) müßte jedenfalls beide im Blick haben. Eine Variante dieser Auffassung besteht darauf, daß die traditionellen Elemente der Seelsorge (Trösten, Verkünden, Ermahnen) enthalten sein müßten, um ein Seelsorgegespräch von einer Beratung zu unterscheiden. Dagegen ist zu fragen, ob nicht im geduldigen Zuhören bereits der Trost, in der bedingungslosen Annahme die „Verkündigung“ der bedingungslosen Annahme durch Gott enthalten und ob nicht die Hilfe des Beraters zur persönlichen Entscheidung, gegebenenfalls auch zur Einsicht in eigenes Versagen dem Betroffenen dienlicher ist als eine bewertende Ermahnung.

Eine andere Möglichkeit, „Mehr“ zu bestimmen, wäre – in Abwandlung einer bekannten Definition *D. Stollbergs*²⁶ –

²⁶ vgl. *D. Stollberg*, a.a.O., 63

Seelsorge als „Beratung im Kontext der Kirche“ zu bestimmen. Damit wäre jedwede Beratung im Zusammenhang kirchlicher Jugendarbeit automatisch „Seelsorge“, gleichgültig ob der Inhalt ein Elternhaus-Konflikt oder z. B. die Frage nach dem Sinn des Todes ist. Diese Definition hat den Vorteil, daß der Berater von der ständigen Sorge um das „Mehr“ entlastet ist, der Jugendliche sein Problem nicht künstlich „christlich“ drapieren muß, um sicher zu gehen, daß es kirchlich hoffähig ist. Diese Definition käme auch dem offiziellen Selbstverständnis der nachsynodalen kirchlichen Jugendarbeit entgegen, die sich zunächst und wesentlich als Diakonie definiert²⁷, als Dienst an der Jugend überhaupt und damit auch an der Jugend der Kirche, d. h. erst in zweiter Linie an katechetischen Zielen orientiert (wenn man schon an dieser meines Erachtens nicht sehr hilfreichen Unterscheidung festhalten will). Ein solches Verständnis von Seelsorge müßte nicht vorab die Kirchengemeinschaft und Gläubigkeit eines Jugendlichen unterstellen, könnte ihn bedingungslos annehmen und absichtslos die Menschenfreundlichkeit Gottes verkündigen.

So sympathisch diese Definition des Verhältnisses von Beratung und Seelsorge auch sein mag, sie birgt das Risiko, zu einer formalen Bestimmung zu vertrocknen und ständig die Frage zu provozieren, von welchem Kontext „Kirche“ jeweils die Rede sei, von der realen, der idealen oder der Utopie von Kirche.

Daher schlage ich vor, beide – Seelsorge und Beratung – von der Nachfolge der solidarischen Praxis Jesu her zu konzipieren. Jesu Verkündigung war untrennbar an sein heilendes, Versöhnung stiftendes Handeln gebunden; dieses wiederum hatte immer den ganzen Menschen im Blick, sein leibliches (Blindenheilung) und soziales (Re-integration von Außenseitern) ebenso wie sein eschatologisches Heil (Sündenvergebung). In vielen Erzählungen vom alltäglichen Handeln Jesu lassen sich diese verschiedenen Aspekte überhaupt nicht voneinander trennen.

²⁷ vgl. *Synodenbeschluß*: Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit, a.a.O., 290

Kirchliche Jugendarbeit und Jugendberatung könnte sich – theologisch – an dieser Praxis Jesu orientieren:

- sie könnte sich gelassen, engagiert und ohne auf ihr spezifisches Profil fixiert zu sein, den alltäglichen Problemen zuwenden;
- sie würde gleichzeitig – orientiert an Jesu Sorge um das soziale Heil – der Versuchung widerstehen, Kirche als eine Summe von problem-lösenden, aber vereinzelt Individuen zu begreifen. Ziel der Kirchen und kirchlicher Jugendarbeit ist ja nicht die individuelle leidfreie „heile“, mit sich identische Persönlichkeit²⁸, sondern der Aufbau der Gemeinde Jesu und eines solidarischen menschlichen Gemeinwesens: als eines auf die absolute Zukunft des Reiches Gottes hinweisenden Zeichens, das aber zugleich bereits jetzt Praxis ist.

so
wie du am tressen
in der disco hängst
möchtest du auch
im arm eines menschen liegen
nur heute
ist dir holz zugänglicher
und barrikaden
sind für dich nur
durch steinwürfe überwindbar

²⁸ Gegen ein solches Mißverständnis muß gerade zum gegenwärtigen Zeitpunkt das „kollektive“ Ziel christlicher Gemeinde- und Weltverantwortung betont werden, als die normativen Chiffren „Identität“, „Hilfe zur Identitätsfindung“ konsensfähige Zielformulierungen für kirchliches und pastorales Handeln in der derzeitigen Gesellschaft zu werden scheinen (vgl. vor allem die praktisch-theologische Zieldebatte im Anschluß an F. X. Kaufmann: Kirche begreifen. Freiburg 1979, 76-81). Das verbreitete – im übrigen auch Kaufmanns Anliegen vollkommen entstellende – Mißverständnis wäre, „Hilfe zu Identitätsfindung“ im Sinne der „Einzel-Seelsorge“ zu verstehen und gegen Gruppenarbeit, Gemeindeaufbau, Aktionen u. ä. „kollektive“ Formen von kirchlicher Praxis und Seelsorge auszuspielen.

Zur Bedeutung und Abgrenzung von Lebenshilfe und Lebensberatung in der kirchlichen Jugendarbeit

Bardo Pfannkuchen-Schaffner

Jugendarbeit – auch kirchliche Jugendarbeit – hat sich in den letzten zehn Jahren erheblich verändert. Die letzten Jahre haben eine zunehmende Professionalisierung und Pädagogisierung von Jugendarbeit gebracht. Diese Professionalisierung und Pädagogisierung hat im allgemeinen eine Qualifizierung von Jugendarbeit nach sich gezogen. Bedingt durch bestimmte jugendpolitische Notwendigkeiten und durch bestimmte gesetzliche Anforderungen (Förderungsrichtlinien) bezieht sich diese Qualifizierung insbesondere auf den Bildungsbereich und den Bereich der Interessenvertretung. Diese starke Betonung des Bildungsaspektes von Jugendarbeit und die Akzentuierung auf *gesellschaftliche* Probleme im Rahmen politischer Bildung hat natürlich auch das Selbstverständnis der Verantwortlichen in der Jugendarbeit maßgeblich beeinflusst und sie in diesem Bereich ihre Kompetenzen herausbilden lassen.

Alle diese (und in ihrem Bereich notwendigen und sinnvollen) Entwicklungen haben dazu geführt, daß Lebenshilfe und Lebensberatung bei *persönlichen* Problemen eher weniger in der kirchlichen Jugendarbeit geleistet wurde als früher.

Kirchliche Jugendarbeit, und hier insbesondere die Gruppenarbeit in Jugendverbänden, hat und hatte schon immer im Hinblick auf Probleme und Schwierigkeiten Jugendlicher so etwas wie eine „therapeutische Funktion“. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, therapeutische Funktion meint nicht Therapie, gemeint ist hier eine oft unbeabsichtigte, problem-lösende „heilende“ Funktion.) Dabei verstanden und verstehen sich Gruppenleiter und Verantwortliche in der kirchlichen Jugendarbeit (zum Glück) nicht als „Therapeuten“. Sie lassen und ließen sich leiten vom sogenannten „gesunden Menschenverstand“.



Häufig geschieht diese Form von Lebenshilfe und Lebensberatung auch nicht bewußt und reflektiert, sondern beiläufig und integriert in andere Aktivitäten. Es gibt eine Fülle von Situationen in der Jugendarbeit, in denen Jugendliche Lebenshilfe und Lebensberatung erfahren können. Erinnerung sei hier an „Kneipengespräche“ nach Gruppenstunden, „Lagerfeuergespräche“ bei Ferienlagern o.ä. Besonders gefordert bei solchen Gesprächen sind Erwachsene, zu denen Jugendliche Vertrauen haben und von denen sie nicht sofort Sanktionen erwarten. Sicher ist und war der Jugendseelsorger (Gruppenkaplan, Jugendpfarrer usw.) oft ein solcher Erwachsener gewesen, der eine Fülle von Lebenshilfe und Lebensberatung geben konnte und auch gegeben hat. Die in Folge des Priestermangels auch rapide abnehmende Zahl von Geistlichen, die in der Jugendarbeit tätig sind, hat hier sicher zum Wegfall eines wichtigen personalen Angebotes geführt.

Diesem reduzierten personalen Angebot steht eine schwieriger gewordene Lebenssituation Jugendlicher gegenüber.

Die gesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahre hat für Jugendliche Lebensbedingungen geschaffen, die eine Fülle von

Problemen für die Betroffenen nach sich ziehen. Die Sozialwissenschaftler als besonders aufmerksame Beobachter gesellschaftlicher Entwicklungen sind sich darüber einig, daß sich ein Jugendlicher heute objektiv und subjektiv in einer schwierigeren Lebenssituation befindet als die Generation vor ihm.

- Objektiv, weil der Wettbewerb um adäquate Plätze in schulischer und beruflicher Ausbildung sich wesentlich verschärft hat und weil Gesellschaft und Staat sich insgesamt neuartigen, gravierenden Problemen konfrontiert sehen.
- Subjektiv, weil offensichtlich die veränderten Lebensbedingungen der letzten Jahrzehnte in der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen die Entwicklung von Persönlichkeitsanteilen begünstigt hat, die gekennzeichnet sind durch eine narzißtische Selbstbezogenheit, durch eine geringe Belastbarkeit und durch eine abnehmende Fähigkeit, Konflikte und Spannungen auszuhalten (vgl. dazu die Diskussion zum sogenannten „neuen Sozialisationstypen“²⁹).

Zu den schwierigeren Lebensbedingungen und den geringer gewordenen Fähigkeiten Jugendlicher, diese zu bewältigen, kommt ein weiteres hinzu: Ein immer größer werdendes Netz von Hilfsmöglichkeiten, das Jugendlichen in ihrer prekären Situation nur geringen Halt bietet. Der enorme Ausbau von Beratungsstellen in öffentlicher und freier Trägerschaft zeigt, daß offensichtlich hier nicht nur auf wachsende Probleme reagiert wird, sondern auch darauf, daß herkömmliche Formen der Lebenshilfe (z.B. in der Familie) ausfallen.

Was bedeutet diese Entwicklung für die kirchliche Jugendarbeit, wenn sie den jungen Menschen in der Breite seines ganzen Lebens ansprechen und ihm Lebens- und Glaubenshilfe geben will?

Eine Jugendgruppe ist ja nicht nur eine Zweckgemeinschaft zur Erreichung bestimmter Ziele, sie ist vielmehr und vor allem eine Gemeinschaft, in der Sympathie füreinander, Gefühle, wie Begeisterung, Wut, Freude und Traurigkeit eine wesentliche Rolle spielen. Das Geschehen in einer Gruppe spricht den Jugendlichen nicht nur als lernfähiges und lernwilliges Wesen an,

²⁹ Häsing u. a. (Hg.): Narziß – ein neuer Sozialisationstyp. Bensheim 1980

sondern in seiner Ganzheit als Mensch. Es bietet Raum für alle seine Vorlieben und Ablehnungen, für alle seine Wünsche, Bedürfnisse und Interessen, für alle seine Stärken und Schwächen, für das, was ihn glücklich und zufrieden macht wie für seine Probleme, kurz gesagt, für alles, was zu seinem Leben gehört.

Dieses breite Spektrum von möglichen Themen ist zum einen eine grundlegende Bedingung von kirchlicher Jugendarbeit, zum anderen macht es einen Großteil ihrer Attraktivität aus: Der Jugendliche legt seine Freude und seine Traurigkeit nicht vor der Tür des Jugendheimes ab, sondern bringt sie ein in das Leben in seiner Gruppe.

Wie läßt sich nun auf diesem Hintergrund ein Angebot kirchlicher Jugendarbeit im Hinblick auf mehr individuelle Lebenshilfe und Lebensberatung beschreiben?

Zunächst eine Negativabgrenzung: Es heißt nicht, daß alle Gruppenleiter zu „Minitherapeuten“ ausgebildet werden müssen. Aus Gründen der begrifflichen Klarheit soll hier auch unterschieden werden zwischen „Krisenberatung“ (Drogenberatung, Suizidberatung usw.) und Lebensberatung, die sich im Vorfeld abspielt (Probleme mit Eltern, Freunden, Beruf usw.). Es heißt auch nicht, daß der Pädagogisierung von Jugendarbeit die „Therapeutisierung“ von Jugendarbeit folgen soll. Vielmehr erscheint es notwendig, der Qualifizierung der Jugendarbeit im Bildungsbereich die Qualifizierung im Bereich individueller Lebenshilfe und Lebensberatung folgen zu lassen. Bedeutete Qualifizierung im Bildungsbereich in erster Linie die Durchdringung der Praxis durch sozialpädagogische und sozialpsychologische Theorien und Methoden, so sollte ähnliches auch im Bereich Lebenshilfe und Lebensberatung möglich sein. Dabei darf es nicht zu unreflektierter Übernahme bestimmter Beratungsmethoden in der Jugendarbeit kommen, bei der unbeachtet bleibt, daß Jugendarbeit sich unter gänzlich anderen Bedingungen vollzieht als z. B. Beratung in einer Beratungsstelle.

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, ausgehend von einem Beratungsverständnis professioneller Berater, dieses Verständnis auf seine Anwendbarkeit im Feld von Ju-

gendarbeit zu überprüfen und unter den Bedingungen dieses Feldes neu zu formulieren:

Die klassische Form der Beratung läßt sich durch eine sogenannte „Komm-Struktur“ kennzeichnen. Ein Ratsuchender kommt zu einem Berater mit einem bestimmten Problem. Dabei gibt es klar definierte, komplementäre Rollen. Beratung in diesem Sinne hat ihren eigenen Ort, meist eine Beratungsstelle, und es gibt klare Zeitabsprachen (Dauer, Frequenz der Beratung), die in der Regel in Form eines Kontraktes vereinbart sind. Dem Bedürfnis nach Veränderung einer bestehenden Situation (Leidensdruck) auf der Seite des Ratsuchenden entspricht eine helfende, einführende, für verschiedene Lösungen offene, nicht von vornherein festgelegte (neutrale) Grundhaltung auf der Seite des Beraters.

Eine weitere wesentliche Voraussetzung von Beratung ist die Freiwilligkeit, unter der Ratsuchender und Berater zusammenarbeiten.

Vollzieht sich Beratung im oben beschriebenen Sinn in einem relativ geschlossenen Feld, das wenig Querverbindungen zu anderen sozialen Bereichen hat, so zeichnet sich das Feld Jugendarbeit gerade durch eine große Offenheit und Vielfalt von sozialen Bezügen aus.

Lebenshilfe und Lebensberatung im Sinne der oben beschriebenen „klassischen Form“ von Beratung ist kaum möglich. Lebenshilfe und Lebensberatung als integraler Bestandteil von Jugendarbeit wird nicht warten können, bis ein Ratsuchender mit seinem Problem kommt, im Sinne einer „Geh-Struktur“ muß sie zum Jugendlichen hingehen. Es wird keine klare Rollendefinition des Beraters geben, er ist immer auch Gruppenleiter, Interessenvertreter oder Schulungsteamer. (Wobei gerade Leitungs- und Vertretungsfunktionen Abhängigkeiten entstehen lassen, die eine beratende Hilfe erschweren können).

- *Lebenshilfe und Lebensberatung in der Jugendarbeit hat keinen eigenen Raum und keine eigene Zeitstruktur, sie geschieht meist am Rande anderer Aktivitäten, beiläufig und unabgesprochen.*

Nur in Ausnahmefällen wird ein Jugendlicher ausdrücklich ein Problem benennen (können), häufig sind es diffuse Unzufrie-

denheiten, die den Einstieg in ein Gespräch mit einer beratenden Hilfestellung bieten. Unausgesprochen bleibt in der Regel auch die klare Definition einer Beratungssituation, ja sie würde wahrscheinlich Beratung eher verunmöglichen, wenn der Berater sich explizit als solcher definieren würde („Jetzt werde ich Dich beraten ...!“), indem sie dem Jugendlichen die Spontaneität und Offenheit nehmen würde.

- *Gute Voraussetzungen für eine Beratung (auch im oben beschriebenen Sinne) bietet das Feld Jugendarbeit im Hinblick auf die Bedingungen der Freiwilligkeit (eine der Grundvoraussetzungen von Jugendarbeit insgesamt), der Offenheit für denkbare Lösungen (Jugendarbeit ist ein relativ sanktionsfreier Raum, der wenig durch institutionell festgelegte Schranken begrenzt wird) und des notwendigen Vertrauens zwischen Jugendlichen und Jugendarbeiter, das meist in großem Maße vorhanden ist. Dazu kommt die Tatsache, daß Lebenshilfe und Lebensberatung in der Jugendarbeit keine Ängste vor Beratungsinstitutionen, bürokratischer Erfassung oder Sanktionen aufkommen lassen.*

Sein Gesicht sehn

Macht ja nichts, macht ja nichts, macht ja nichts
Manchmal hast du Trouble, manchmal gehts dir mies

Laß dich von dieser Musik beruhigen, laß dich von dieser
Musik beruhigen
Steh auf und laß dich zählen, ich brauch einen Zeugen

Manchmal brauchst du einen, wenn du jemand zum Lieben
hast

Manchmal hast du keinen, wenn du jemand zum Lieben
brauchst

Dann ist dir mit Gerede über Jesus nicht gedient
Dann willst du einfach Sein Gesicht sehn

Mit Gerede über Jesus ist dir nicht gedient
Du willst einfach Sein Gesicht sehn

Rolling Stones

Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit (Auszüge aus dem Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland)

Für das Jugendalter „ist eigentümlich, nicht deutlich zwischen Sache und Personen, Lehre und Personen und auch zwischen Ideologie und Person zu unterscheiden. Ideen und Programme gelten ihm in der Regel soviel wie die Personen, die sie verkörpern. Daher kommt es in der kirchlichen Jugendarbeit entscheidend darauf an, daß die Botschaft Jesu den Jugendlichen in glaubwürdigen Menschen begegnet.“³⁰ Verantwortliche Mitarbeiter in der Jugendarbeit sollten sich um folgende Fähigkeiten bemühen:

- „– Fähigkeit, Fragen zu hören und auszuhalten,
- Fähigkeit, Fragen und Artikulationen Jugendlicher, insbesondere aus sozialen Randgruppen, auf ihre Hintergründe (tieferliegende Bedürfnisse, Sinnfragen) zu untersuchen,
- Fähigkeit und Bereitschaft, mit jungen Menschen originäre Erfahrungen zu machen und zu reflektieren,
- Bereitschaft, im eigenen Glauben zu wachsen und mit anderen hauptamtlichen Mitarbeitern gemeinsame Formen der Glaubensvertiefung zu suchen,
- Grundhaltung der Lernbereitschaft, die auch überkommenes Normenverständnis und überkommene Verhaltensmuster in Frage zu stellen bereit ist,
- Kreativität im Entdecken und Erproben neuer Formen des Miteinanderlebens,
- Bereitschaft, mit Werten der Tradition zu konfrontieren; in all denen die Bereitschaft und Fähigkeit, am eigenen Glauben teilnehmen zu lassen.“³¹

„Wo Erwachsene zur Mitwirkung in der Jugendarbeit bereit

³⁰ *Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit*, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD. Freiburg 1976, 298 f.

³¹ ebd., 299

sind, sollte das vor allem ein Angebot der Kommunikation sein, d. h.: zum Gespräch und zu echter Teilnahme an den Problemen des jungen Menschen. Sie sollen sich als Anwalt jener Kirchlichkeit und jener gesellschaftlichen Grundwerte verstehen, die ihnen selbstverständlich sind. Aber ihre Rolle kann nicht die des engherzigen und ängstlichen Wächters sein. Ihre Lebenserfahrung soll die Erfahrung des jungen Menschen deuten, seine Probleme lösen helfen, aber sie kann nicht von vornherein die einzig gültige Deutung, die einzig richtige Lösung selbst sein.“³²

„Die Funktion besonders der erwachsenen Mitarbeiter besteht also zunächst in der Hilfe zu dieser Reflexion. Darüber hinaus sollen die Jugendlichen in ihnen Verhaltens- und Identifikationsmodelle im Sinne der genannten Ziele erkennen können, die dem einzelnen helfen, er selbst zu werden.“³³

„Personales Angebot bedeutet (...): Christen werden sich überall um Jugendliche kümmern, wo diese sich treffen – sie warten nicht darauf, daß diese zuerst in die von der Kirche bereitgestellten Räume kommen oder von der Kirche angebotene Veranstaltungen besuchen. Personales Angebot bedeutet, daß Christen zu den Jugendlichen hingehen.“³⁴

„Ohne jeden Zwang soll dem jungen Menschen dazu verholfen werden, jenen Standort zu finden, den er in einer pluralistischen Gesellschaft braucht. Dieses Einübungsfeld darf aber nicht dem Belieben der Verantwortlichen oder einzelner Gruppen überlassen bleiben. Deshalb muß über Ziele, Inhalte und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit verbindliche Übereinstimmung erzielt werden.“³⁵

„Aufgabe der erwachsenen Mitarbeiter – Priester wie Laien – ist es vor allem, die jugendlichen Verantwortlichen und die Gruppen zu beraten und sachlich anzuleiten. Laien und Priester wirken dabei als Partner zusammen. Dabei muß jeder respektieren, wofür der andere besonders kompetent ist.“³⁶

³² ebd., 299, ³³ ebd., 301, ³⁴ ebd., 301, ³⁵ ebd., 303, ³⁶ ebd., 305

Praxisbeispiele

Ludger Funke

„An den Nöten der Menschen nehmt Anteil ...“

(Röm 12, 13)

Erfahrungen im Alltag eines Jugendheimes

Nun denn: Ich bin gebeten worden, aus meiner Sicht etwas zur Lebensberatung in der Jugendarbeit zu sagen. Dabei kommt es mir nicht auf eine theoretische Abhandlung an. Vielmehr möchte ich reflektierend erzählen vom alltäglichen Leben in einem Jugendheim.

Dennoch eine Vorbemerkung: Lebenshilfe ist für mich Glaubenshilfe und Glaubenshilfe ist für mich Lebenshilfe. Die Feststellung, was eigentliche und uneigentliche kirchliche Jugendarbeit ist, möchte ich anderen überlassen. Für mich gehört das Wegräumen von Cola-Flaschen und das Leeren von Aschenbechern zum Alltag in unserem kleinen Jugendheim. Es ist in der fast 100 Jahre alten Vikarie unserer Gemeinde untergebracht und besteht aus einem großen und zwei kleinen Gruppenräumen. Hinzu kommt ein ca. 20 m² großer Flur, der bei Feten als Tanzfläche dient, das Treppenhaus, drei feuchte Kellerräume und die Rasenfläche hinter dem Haus. Seit dem 13. Dezember des vergangenen Jahres (1979) wohne ich über den Gruppenräumen in der 1. Etage der alten Vikarie. Viele fragen mich, ob's manchmal laut ist. Nachmittags und abends schon. Aber da bin ich häufig unterwegs. Morgens ist die Welt noch in Ordnung. Da herrscht im Haus eine himmlische Ruhe, wenn nicht gerade Gäste da sind. Zum Glück bin ich ein Morgenmensch . . . Ansonsten geht natürlich häufig die Schelle – auch wegen aller möglichen Kleinigkeiten. Aber was sind schon Kleinigkeiten? Und mit der Schelle, das habe ich ja wohl so gewollt . . .

Unser Jugendheim ist jeden Tag geöffnet – auch am Heilig-

abend und Karfreitag. Dienstags kommt morgens für 5 Stunden eine Putzfrau. Durchschnittlich besuchen täglich 50-70 Kinder und Jugendliche das Haus (manchmal auch mehr). Es gibt Gruppenarbeit (Kinder-, Jugend- und Meßdiener-Gruppen) und offene Jugendarbeit. Halbjährlich stellt der Hausvorstand ein Programm zusammen. Ein bis zwei Veranstaltungen pro Woche, vornehmlich abends: Turniere (Skat, Tischtennis, Quiz etc.), Gespräche, Film-, Sing-, Spiel- und Teeabende . . . Das Übliche. Vereinzelt lassen sich auch mal Eltern sehen und fragen nach ihren Sprößlingen. Und damit bin ich schon beim Erzählen . . .

Montagabend, 21.00 Uhr

Telefon: Silke ist am Apparat: Ob ich den Religionslehrer X kenne. Sie hätte heute an der Berufsfachschule die erste Religionsstunde im neuen Schuljahr gehabt. Den Religionsunterricht hätten sie gemeinsam mit den evangelischen und neapostolischen Schülern. Mir kommt der Gedanke, daß die ökumenische Bewegung manchmal doch weiter ist als offizielle Verlautbarungen. Silke erzählt. Ich höre zu. Sie hätte fast nur nachmittags Unterricht. Neuerdings auch Englisch und Psychologie. Nach der Schule sei sie richtig kaputt gewesen und hätte Kopfschmerzen gehabt. Sie hätte zunächst einmal zwei Stunden gepennt und sei deshalb auch nicht zur Probe der Jugendschola gekommen . . .

Auf den Nachmittagsunterricht wird bei uns im Jugendheim in letzter Zeit viel geschimpft. Meines Erachtens zu Recht. Und so schimpfe ich kräftig mit. Die Zerstörung der Klassenverbände und die Aufhebung der schulfreien Nachmittage für die älteren Schüler halte ich für schädlich – sowohl für den einzelnen als auch für die Gruppen.

Welcher Gruppenleiter hat Lust, um 15.00 Uhr mit Zehnjährigen ein Geländespiel zu machen, wenn er um 17.00 Uhr noch Lateinunterricht hat? Was sind das für Zustände, wenn drei Wochen nach Schulbeginn die Zeit für eine Gruppenstunde noch immer nicht festgelegt werden kann, da der Gruppenleiter nicht weiß, wann er nachmittags Sportunterricht hat? Das wiederum hängt von der Zeitplanung des städtischen Hallen-

bades ab . . . Schulalltag. Es tut auch mal gut, wenn man gemeinsam auf ihn schimpfen kann. Im Jugendheim geschieht's oft genug. So sinnvoll ich die 5-Tage-Woche für die Azubis (Auszubildende) halte, für die Schüler ist sie meines Erachtens schädlich . . .

Überhaupt die Azubis: Fast kann man die Uhr nach ihnen stellen: 30 Minuten nach Feierabend tauchen sie in der Regel am Jugendheim auf. Sie sind besonders dankbar dafür, daß sie einen Treffpunkt haben, wo sie regelmäßig hinkommen können, um Musik zu hören, Leute zu treffen, mit anderen zu reden oder auch nur ganz einfach in der Sonne zu liegen.

Dienstag, 17.15 Uhr

Ein Hausbesuch steht auf dem Programm. Da ich's eilig habe, renne ich die Treppe runter und aus der Haustür, um mein Fahrrad aus der Garage zu holen. Zwischen Gartenzaun und Mauer werde ich fast platt gedrückt. Ralf kommt mit seinem Moped in gefährlich hoher Geschwindigkeit um die Ecke. Mir platzt der Kragen. Ich schreie ihn an: Ob er verrückt geworden sei. Nein, er hätte nur etwas demonstrieren wollen. Ich kann mir den Satz nicht verkneifen, daß ich gleich mit meiner Demonstration beginnen würde. Wie oft hab' ich ihnen schon gesagt, sie sollen langsamer, leiser, vorsichtiger fahren? Wenn sie mit den Autos oder Mopeds unterwegs sind, bin ich in Sorge. Ich glaub', sie wissen das auch. Ob ich mit meinen Ermahnungen immer den richtigen Ton finde? Der Tod von Albert, der Anfang Juni an einem unbeschränkten Bahnübergang vor den Zug gefahren ist, hat sie zunächst ganz schön mitgenommen. Denken sie heute noch daran?

Die Mopeds regen mich mehr auf, als ich das wahrhaben will. Deshalb auch wohl meine dauernden Ermahnungen. Bei den frühchristlichen Mönchsvätern habe ich gelesen: *Abbas Poimen* sagte: „Den Nächsten belehren ist das gleiche wie ihn anklagen.“ Das geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Wie oft versuche ich, die Jugendlichen zu belehren? Seitdem ich den erwähnten Spruch des Altvaters Poimen gelesen habe, habe ich schon manche Ermahnung heruntergeschluckt (vgl. auch *Jak 3,1*). Späte Wirkungen eines alten Mönchsvaters . . .

Mittwochnachmittag, 16.30 Uhr

Ich hänge einen Artikel aus der Rundschau vom 13.8. an die Informationswand im Flur. Schlagzeile: „*Großeinsatz der Polizei galt Zeltlager mit 80 Berliner Kindern – 15jähriger angezeigt – Harmloser ‚Knutschfleck‘ beschäftigt Bayrischen Landtag*“. Unter anderem war in dem Artikel zu lesen: „Ausbeute der Fahndung: fünf weitere Mädchen und ein Junge wiesen die gleichen Merkmale pubertärer Tollerei auf . . . Gegen einen 15jährigen Jungen sei Strafanzeige wegen fahrlässiger Körperverletzung erstattet worden, gegen den Leiter des Lagers wegen Verletzung der Aufsichtspflicht“. Das Aushängen des Artikels löst allgemeine Heiterkeit aus. Die Jungen und Mädchen wissen, warum ich den Artikel aufgehängt habe. Vor einigen Wochen hat's sowohl in unserer Ferienfreizeit in Meransen als auch in unserem Jugendheim ebenfalls solch eine „Knutschfleck-Welle“ gegeben. Matthias lacht beim Lesen des Artikels aus vollem Hals. Ich frage ihn warum. Er: Das Wort „pubertäre Tollerei“ finde er gut . . .

Mit der Polizei kommt man dieser Tollerei wohl nicht bei. Ich denke an ein fast zweistündiges Gespräch innerhalb einer Interessengruppe in Meransen. Thema: Kann denn Liebe Sünde sein? 28 Jungen und Mädchen waren dabei. Ich hatte das Gefühl, daß ihnen sehr wohl klar war, daß Liebe keine Sünde sein kann. Genauso gut aber spürten sie auch, daß nicht alle Arten ihrer sexuellen „Umgangsformen“ schon Ausdruck von Zärtlichkeit und Liebe sind. Apropos Zärtlichkeit: Einige Jugendliche entwickeln da bewundernswerte Fähigkeiten von Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme. Manchmal habe ich den Eindruck: Die Liebe im Jugendheim ist glaubwürdiger als die Liebe, von der im Hochamt die Rede ist. Und dennoch: Ich ertappe mich immer wieder dabei, daß ich Angst um den „guten Ruf“ des Jugendheimes habe, wenn sie vor der Tür stehen, unter den Fenstern der Nachbarn und zärtlich miteinander sind. Leider denke ich dann wohl mehr an meine Rolle in der Gemeinde als an die Jugendlichen. „Make love not war!“ Gilt das nicht auch für ein Jugendheim? Meine Übersetzung: Lieber Schmusen als Schlagen! Wenn sie ins Haus kommen, dann bringen sie ihr Bedürfnis nach Zärtlichkeit mit. Und das

ist auch wohl gut so. Wie sollten wir sonst ins Gespräch kommen: über die Knutschflecken, über's Schmusen, über's Ausnützen und Ausbeuten, über die Rücksichtnahme, über die Zärtlichkeit und – wenn man sich vor dem großen Wort nicht scheut – über die Liebe, wenigstens dann und wann.

Donnerstag, 18.30 Uhr

Es schellt. Martin steht vor der Tür. Ob ich Zeit hätte. Meine Antwort: Nein, ich wäre am Beten. Zu meinem Erstaunen akzeptiert Martin das, Martin, von dem ich nicht weiß, wann er das letzte Mal gebetet hat oder ob er überhaupt noch betet: Gut, dann später . . . Lange Zeit hatte ich keine Vesper mehr gebetet. Ich hatte immer Wichtigeres zu tun. Bis zu jenem Tag, an dem ein guter Freund mich fragte, ob das Unterlassen der Vesper jemals der Grund dafür gewesen sei, daß ich etwas besser oder intensiver getan hätte. Seitdem werden die abendlichen Psalmen oft von Rockmusik begleitet, die von unten heraufklingt. Ich denk' dann an die, die unten sind. Fürbitte ist für mich auch eine Art von Lebenshilfe. Zwar versagt in diesem Bereich jede Art von Effektivitätskontrolle, aber verliert deshalb eine Fürbitte an Sinnhaftigkeit?

Eine Hinführung Jugendlicher in ein lebendiges Verhältnis zu einem Gott, der die absolute Unbegreiflichkeit und doch anredbar ist, fehlt in unserem Jugendheim fast völlig (vgl. dazu die Überlegungen *Karl Rabners* zum neuen Katechismus „*Grundriß des Glaubens*“, in: Katechetische Blätter, Nr. 7/80, S. 547). Warum stehe ich so hilflos vor der Forderung nach einer solchen „Mystagogie“? Liegt's nicht mehr an mir als an den Jugendlichen? Ich denk' an einen meiner Lieblingsprüche: „Rede nur, wenn Du gefragt wirst, aber lebe so, daß Du gefragt wirst!“ Vielleicht hat das etwas mit der vielbeschworenen Alternative zu tun, mit dem Reden vom „Anders leben“. „Anders leben“, „anders zusammenleben“ im Rahmen einer Gemeinde – ist das eine Utopie? Wenn diese Utopie im Zusammenleben der Gemeindemitglieder – Jugendlicher und Erwachsener – konkrete Wirklichkeit würde, dann wäre christliche Gemeinde wieder gefragt; sie wäre gefragt, weil sie Antwort geben kann mit einem alternativen Lebensstil, weil Men-

schen dort anders leben. Das bedingt sich wohl gegenseitig: Nur ein alternativer, nicht angepaßter Lebensstil kann Fragen an das Leben der Gemeinde provozieren und nur eine Gemeinde, die anders lebt, kann Antwort auf die an sie gestellten Fragen – auch und gerade der Jugendlichen – geben. Man sollte *Mt 20,26* über den Eingang zur Kirche schreiben: „Bei euch soll es nicht so sein . . .“

Freitagabend, 19.00 Uhr

Zum zigsten Male: Ich erwische Rita und Hanne – beide sind noch nicht 16 – mit einer Zigarette zwischen den Fingern. Da mir's im Augenblick gut geht, schimpfe ich nicht sofort los, sondern hole zunächst tief Luft und beginne dann mit meiner Leier: Ob sie's nicht wüßten, wie gesundheitsschädlich Zigaretten sind. Dumme Frage. Sie wissen's natürlich genau. Ich verweise auf einen Artikel aus der *FAZ*: Die Todesrate durch Lungenkrebs habe sich bei Frauen seit 1965 verdreifacht. Ich erzähle ihnen, daß schwangere Raucherinnen gefährdeter als Nichtraucherinnen seien, sowohl was die Zahl der Fehlgeburten als auch das zu niedrige Geburtsgewicht der Kinder angeht. Rauchen bewirke die Verengung der Nabelschnurgefäße und führe so zu einer Mangelversorgung der ungeborenen Kinder. Als ich dann noch erwähne, daß Raucherinnen früher als Nichtraucherinnen in die Wechseljahre kämen, fällt Hanne mir ins Wort: Dann kämen sie halt auch früher wieder 'raus! . . . Ich geb's auf . . .

Vielleicht hacke ich wirklich zuviel auf dem Rauchen und Trinken herum. Im Grunde kann ich mich ja eigentlich nicht beklagen. Meine Forderung: Kein Betrunkener im Jugendheim! ist nicht nur akzeptiert, sondern in den letzten Monaten auch eingehalten worden. Für meine „Predigten“ gegen das Rauchen und Trinken und meine Appelle zur Einhaltung des Jugendschutzgesetzes bin ich inzwischen hinreichend bekannt. Manchmal frage ich mich, warum ich gerade immer wieder damit anfangen. Ist's die Frustration darüber, daß es mir nur so mangelhaft gelingt, andere Werte und Haltungen – auch religiöse – erfahrbar zu machen und zu vermitteln?

Samstagabend, 20.30 Uhr

An der Theke im großen Gruppenraum geht's um Politik. Die Bundestagswahlen rücken näher. Ich werde angesprochen. Sie wissen, daß ich gegen Strauß als Kanzlerkandidat der Union bin. Ob ich mir von Schmidt oder von den Grünen mehr versprechen würde? Ich versuche deutlich zu machen, wo meine Hauptfragen liegen: die Abrüstungsproblematik und jener Bereich, den ich mit den Worten „Annäherung an die Welt der Armen“ zu umschreiben versuche. Die politischen Diskussionen in unserm Haus sind oft sehr lebhaft, aber zugleich tolerant und fair. Nur sind sie meines Erachtens viel zu selten . . . Ich verstehe nicht, wie man sich bei der Bedeutung der politischen Fragen über eine zu starke „Politisierung“ der kirchlichen Jugendarbeit beklagen kann. Die Gefahr von Schlafmützigkeit und Ausbreitung des „Ohne-mich-Standpunktes“ scheint mir viel bedrohlicher zu sein. Ich erinnere mich an eine Hausvorstandssitzung, bei der es um die Verwendung des Ertrages einer bestimmten Aktion ging. Für den eigenen Etat des Jugendheimes oder für ein Entwicklungsprojekt? Über die Argumente von Werner hatte ich mich damals so sehr aufgeregt, daß ich seinen Bewußtseinsstand in bezug auf die Entwicklungsproblematik mit dem Gehirn einer Ameise verglichen habe. Wenn ich heute an meinen Einsatz für unser neues Pfarrzentrum, ein Millionen-Projekt, denke, bin ich ein ganzes Stück kleinlauter: Wer im Glashaus sitzt, muß öfter Scheiben putzen . . . Immerhin: Die „Juist-Gruppe“ hat vor einigen Monaten 1443,55 DM auf das Recife-Konto des Freckenhorster Kreises überwiesen . . . Und während ich darüber nachdenke, daß die beste Hilfe wohl noch immer die Hilfe zur Selbsthilfe ist, fällt mir ein, daß das wohl nicht nur für die Christen in Recife, sondern auch für die Jugendlichen in Lünen gilt.

Sonntagmorgen, 9.30 Uhr

„Krabbelmesse“ (= Eucharistiefeier für Familien mit kleinen Kindern) in der Kirche. Eine Reihe von bekannten Gesichtern aus dem Jugendheim bevölkern die letzte Bank. Den Termin der „Krabbelmesse“ wollen sie wissen, danach fragen sie. Die „Krabbelmesse“ besuchen sie noch eher als die Eucharistiefei-

ern, die von unserer Jugendschola mitgestaltet werden. Warum? Da gehe es oft so lustig und ungezwungen zu. Da könne man wenigstens auch mal lachen. Ansonsten haben Jugendliche in der Kirche anscheinend nichts zu lachen . . .

Jochen und Gabi kommen zur Kommunion nach vorne. Ich freue mich und nenne ihre Namen. Seit mehreren Monaten ist das eine gute und „dicke“ Freundschaft. Gabi ist evangelisch. Wie würde sie wohl reagieren, wenn ich ihr einen Vortrag über kirchliche Gesetze und Interkommunion halten würde? Ich glaube, sie ist mehr von der Gemeinschaft mit Jesus überzeugt als mancher, der jeden Sonntag kommt. Gabi schreibt tolle Briefe und kann wunderbar zuhören. Damit hat sie schon vielen im Jugendheim geholfen. Von ihr kann ich noch vieles lernen. Der Brief, den sie mir nach unserer letzten Ferienfreizeit in Meransen geschrieben hat, war 20 Seiten lang . . .

Überhaupt: Es gibt ein paar Jugendliche – Gabi gehört dazu –, die die Gesprächsbereitschaft – auch und gerade im kleinen Kreis – in den letzten Monaten im Jugendheim sehr gefördert haben. Bei der letzten Haus- und Programm-Kritik vor den großen Ferien habe ich das als positivste Entwicklung der letzten Zeit hervorgehoben. Ich bin froh darüber: Eine ganze Reihe Jungen und Mädchen können ihre Sorgen in kleinen Gruppen zur Sprache bringen. Wichtig ist, daß die Probleme nicht zerredet werden und daß sich die Gespräche in einem Raum der Diskretion entfalten, der den einzelnen nicht bloßstellt. Solchen Raum müssen Jugendheime bieten. Es nützt nichts, nur Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen.

Sonntagabend, 22.15 Uhr

Die letzten sind aus dem Haus gegangen. Ich verschließe die Eingangstür. Seitdem ich mal überfallen worden bin, nehme ich's mit dem Abschließen der Türen genauer. Ich geh' noch mal durch alle Räume und mache ein paar Aschenbecher leer. Durch Brandgeruch möchte ich nachts nicht geweckt werden . . . An der Informationswand im Flur hängen inzwischen 35 bunte und eine schwarz-weiße Ansichtskarte. Während der großen Ferien haben die Jugendlichen aus ganz Europa geschrieben. Nicht das schlechteste, das sie vom Erlebten mitteilen wollen.

Jede Karte wird aufgehängt. Hinter der Theke stelle ich fest, daß die Getränke-Abrechnung stimmt, auf Heller und Pfennig. Wenn Kalle Verantwortung übernimmt, dann kann man sich auf ihn verlassen. Ich nehm' das Geld mit nach oben.

Vor dem Schlafengehen halte ich mir noch einmal *Röm 12,13* vor Augen: „An den Nöten der Menschen nehmt Anteil!“ Wie sehr bleibe ich hinter den Anforderungen des Apostels zurück?! Wie hilflos bin ich oft?! Der Tod von Ankes Vater in der letzten Woche, als sie weinend ins Jugendheim kam. Er war erst 43 Jahre alt. Die Schwierigkeiten, die ich mit meinem Vertrauen zu Christoph habe: In den Ferien fehlte Geld in der Getränke-Kasse. Die Niedergeschlagenheit von Karin: Sie kann für das Mädchen lebensgefährlich werden. Davon zu erzählen, fällt mir schwer. Alles hat seine Zeit und alles braucht seine Zeit. Auch das Schweigen. Vertrauen läßt sich ohne Verschwiegenheit nicht aufbauen.



Trotz aller Hilflosigkeit lohnt sich das Miteinander. Bei den Exerzitien unseres Kurses vor drei Jahren hat R. W. zu unserer Rolle als Priester gesagt: „Wir sind nicht der Heiland der Leute!“ Ich hab' den Satz nicht vergessen. Die Menschen, die Erwachsenen und die Jugendlichen, mit denen wir es zu tun haben, sind nicht unsere „Klienten“, unsere hörigen Schutzbefohlenen (so übersetzt der Duden das Wort „Klient“). Es ist nicht so, als ob wir Herren über ihr Glauben, Hoffen und Lieben wären, nein, Mitarbeiter sind wir an ihrer Freude. Mitmenschen, die der Zeit dienen sollen: In der Hoffnung froh, in der Bedrängnis geduldig, im Gebet beharrlich. An den Nöten der Menschen sollen wir Anteil nehmen und die Gastfreundschaft pflegen (vgl. *2 Kor 1,24* und *Röm 12, 12-13*).

Als Klemens von Alexandrien eines Tages gefragt wurde, was er tun würde, um einen Menschen zum Glauben zu führen, da antwortete er: „Ich lasse ihn ein Jahr in meinem Hause wohnen.“ Könnte das nicht ein Traum von einem Jugendheim sein: Ein Haus, in dem Raum geschaffen wird für eine Lebenshilfe, die Glaubenshilfe ist und umgekehrt: für eine Glaubenshilfe, die Lebenshilfe ist.

P.S.: Die Namen der Jugendlichen sind aus verständlichen Gründen geändert.

nimm mich bei der hand
wenn du mir
etwas zeigen willst
aber rei nicht den arm ab
stoße mich nicht vom
selbstgewählten platz
nimm mir doch nicht die sprache
wenn du mich überredest

Lebensberatung mit Jugendlichen durch einen Priester - Versuch einer ehrlichen Bestandsaufnahme

Alfons Vietmeier

Während ich darüber nachdenke, was mir als einem Priester einfällt zum Stichwort „Lebensberatung“ im Blick auf Jugendliche, merke ich: da wird ein wunder Punkt berührt!

Ich lese z. B. bei einem therapeutisch ausgebildeten Pfarrer (Stollberg: Seelsorge durch die Gruppe) von „mit großem Vertrauensvorschuß bedachten kirchlichen Lebensberatungsstellen, die freilich durch ihre fachliche Kompetenz den seelsorglich dilettierenden Theologen im Gemeindepfarramt nur noch mehr in den Schatten rücken. Die Gemeinden sind weit hin nicht mehr gewöhnt, von ihrem Pfarrer eine wirklichkeitsgerechte Wegweisung und Hilfe im konkreten Fall zu erwarten“.³⁷

Was liegt da so im argen? Warum?

- Da gibt es den tiefen inneren Wunsch, daß solche „Gespräche, damit das Leben gelingt“, solche „Heilssorge“, der eigentliche Schwerpunkt im Alltag eines Kaplans seien. Vor allem auch deshalb bin ich damals Priester geworden; ich wollte für andere da sein, Lebenshilfe geben, trösten und ermutigen.
- Da gibt es die Wirklichkeit. Wenn ich ehrlich bin, sind solche begleitenden Lebensberatungen insgesamt und vor allem bei Jugendlichen seltene Ringeltauben: derzeit vielleicht bis zu 10 Personen, die einigermaßen regelmäßig kommen, weil sie begleitende Hilfestellung erwarten und finden (u. U. einschließlich Beichtgespräch).

Natürlich gibt es da so manche Einzelgespräche:

- Sehr intensiv erlebe ich Beratungsgespräche mit Kriegsdienstverweigerern (aber da ist schon ein gewaltiger Angst-

stau vor der Prüfung; ebenfalls ist die Zahl der Beistände nicht sehr groß).

Bei familiären Konflikten sind es oft die Eltern, die ein Gespräch zuerst suchen; dann kann ich vielleicht etwas zur Milderung festgefahrener Konfrontationabläufe beitragen. (Ich frage mich manchmal: Wenn daraufhin die Eltern etwas angstfreier damit umgehen, daß der Sohn halt nur noch selten sonntags in der Messe zu sehen ist, hat das weitergeholfen, daß das Leben gelingt?)

- Und ich kann meine Beziehungsmacht nutzen: Ein Gespräch mit der Jugendrichterin verschafft Bewährung (es hätte sonst schlimmer ausgehen können beim „Ein-Autoknacken-und-eine-Spritztour-machen“). Ein Telefonat mit dem Personalchef erhält die Lehrstelle usw.

Von solchen Erfahrungen erzähle ich gelegentlich, wenn das Gespräch darauf kommt, was die eigentliche Aufgabe des Kaplans in der Jugendarbeit sei. Die anderen haben dann auch ähnliche Beispiele. Wenn ich jedoch weiterfrage, sind es seltene Sternstunden in einem Alltag, in dem es an solchen Erfolgserlebnissen weiterhin mangelt. Vielmehr war ich oft sauer bei Jugendtreffs, in Leiterrunden oder bei Einzelgesprächen, über dies und das durchaus reden zu können und für ganz prima gehalten zu werden. Die Schwelle zu persönlichen Sorgen vermochte ich kaum zu überschreiten und kam mir oft überflüssig vor. Von solchen Gefühlen habe ich seltener erzählt, sondern nur innerlich geflücht: „Ich weiß genau, wie dreckig es Euch oft geht! Warum weint Ihr Euch nicht bei mir richtig aus?“ Aber – sie tuen es fast nicht.

Ehrlich: es ist nicht weit her mit wirklicher Lebensberatung als der Aufgabe und Chance des Jugendkaplans!

Was hat das auf sich mit dieser Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit?

³⁷ D. Stollberg: Seelsorge durch die Gruppe. Göttingen ³1975, 28

1. Wer bin ich für Jugendliche?

Ich bin Inbegriff von Kirche, mit ihr verheiratet „bis daß der Tod . . .“, und gleichsam wandelndes Beispiel auch ihrer institutionellen Seite. Damit löse ich zuerst und vor allem einmal viele Assoziationen aus:

- Kirche = Sonntagsmesse = Langeweile und Zwang;
- Kirche = Gebote und Verbote = Beichte = schlechtes Gewissen-machen (vor allem, wenn es um Freundschaft und Sexualität, voreheliche Beziehungen, Pille usw. geht);
- Kirche = konservativ/CDU = auf seiten der Mächtigen (Reichtum- und Macht-Vorwürfe; konkret: auf seiten von Eltern, Lehrer, Chef stehend).

Ich bin also zuerst einmal schon Partei bei diesen drei fast schon klassisch zu nennenden „Juckepunkten“, auf die sich bei vielen Jugendlichen Konflikte konzentrieren, an denen z. B. Selbstwerdung und Ablösung vom Elternhaus durchgespielt werden.

Wer läßt sich z. B. schon von einem Kaplan beraten, wie weit er mit seiner Suche nach Zärtlichkeit mit seiner Freundin gehen kann. Hinzu kommen dabei noch „Stellvertreterkriege“, von denen ein Priester qua Amt betroffen ist: da er „Mutterkirche“ und „Beichtvater“ repräsentiert, werden im jugendlichen Reiben an diesen „Eltern“ oft die Auseinandersetzungen geführt, die zu Hause (noch) nicht gewagt werden.

Also: schon von solchen Voraussetzungen her ist „Lebensberater für Jugendliche sein“ eine schwierige Aufgabenstellung; das gilt es zuerst einmal ehrlich wahrzunehmen!

2. Wie sehe ich Jugendliche?

Ich habe den Eindruck, daß (unbewußt?!) in vielen Hinterköpfen von Priestern das Bild von folgendem „Wunschjünglichen“ existiert: Er ist sonntags im Gottesdienst, gelegentlich auch werktags und hat Freude an Liturgie (macht z. B. im Jugendliturgiekreis mit); er hat ein freundschaftliches Verhält-

nis zum Priester, ist immer mal auf einem Sprung in seiner Wohnung und stets für anfallende Aufgaben und Hilfsdienste anzusprechen; er weiß um seine Grenzen im zärtlichen Kontakt mit seiner Freundin (die auch in der Jugendarbeit mitmacht); politisch ist er – falls überhaupt – in der CDU, bzw. Jungen Union aktiv.

Genauer besehen können wir in solch einem Hinterkopfbild uns Priester selbst entdecken: Wie wir als Jugendliche waren bzw. glauben oder wünschen, so gewesen zu sein. Wenn einer dann an ein solches Idealbild vom „guten Jünglichen“ (gleichzeitig Erziehungsanspruch!) die vielen Jugendlichen mißt, mit denen er zu tun hat, dann steht dieser Wunschjüngliche im Beratungsgespräch zwischen ihm und einem normalen Jugendlichen. Eine positive Beziehung wächst eigentlich nur zu solchen Jugendlichen, die sich diesem Bild zumindest erheblich annähern. Damit werden viele andere Jugendliche als „nicht beratungswillig“ ausgeblendet.

3. Wie sieht das Miteinander aus?

In den ersten Kaplansjahren war bei mir die Versuchung groß, die oben beschriebene Distanzspannung zu unterlaufen: Konnte ich nicht besser ein „älterer Bruder“ für viele Jugendliche sein? Konnte ich nicht dadurch, daß ich mich ganz „natürlich“ gab, beweisen: Kirche kann auch ganz anders sein! Aber damit geriet ich in ein Dilemma: „Sie sind ja persönlich ganz prima, aber die Kirche . . .!“ Und: einfach qua Alter kann ich nicht ewig ein älterer Bruder, Freund, Kumpel, Partner usw. für Jugendliche sein. Realität bleibt: Ich bin mindestens 10 Jahre älter, Akademiker, Amtsträger usw. Da gibt es keine symmetrische Beziehung, höchstens Anbiederung und Scheingleichheit und der tiefsitzende eigene Wunsch, doch eigentlich zum Helfen dazusein, stößt ins Leere.

Es lohnt, nochmals genauer dieses „scheiternde Helfenwollen“ bei sich anzuschauen: *Was hat es eigentlich damit auf sich?*

Ich kann nur empfehlen, z. B. in aller Ruhe sich einmal *Wolf-*

gang Schmidbauer: „Die hilflosen Helfer“³⁸ zu Gemüte zu führen. Er spricht vom „Helfersyndrom“, d. h. von der eigenen psychischen Störung des Helfers. Dieser springt immer neu auf Schwäche und Hilflosigkeit bei anderen an; er will für sie da sein, ohne dabei zu merken, daß gerade dadurch er eigene Schwächen überspielt und sein eigenes Selbstbild von solchen „Flecken“ um jeden Preis freihalten kann. So ist er letztlich unfähig, wirkliche Lebensberatung zu geben. Denn er versteckt die eigene Persönlichkeit (einschließlich der Grenzen der Belastbarkeit und Flexibilität, einschließlich der emotionalen Hilflosigkeit und des persönlichen Elends) hinter einer stark scheinenden Fassade (= ich bin ein guter Helfer! Ich kann das schon für Dich!). Das ist deshalb so schlimm, weil bei Beratung . . . die eigene Person selbst das wichtigste Instrument des beruflichen Handelns ist.

Schmidbauer beklagt, daß die Aus- und Fortbildung weithin diesen Aspekt unberücksichtigt läßt. Vielmehr vermittele sie hauptsächlich „kognitive Konzepte, praktische Fertigkeiten und ethische Normen“. Wo bleibt „die Auseinandersetzung mit den Wünschen und Ängsten, mit der gefühlhaften Seite der Arbeit mit Menschen“, als Grundvoraussetzung, um wirklich helfend beraten zu können?³⁹

Wer dem noch weiter nachgehen will, lese z. B. *Alice Miller*: „Das Drama des begabten Kindes.“⁴⁰ Sie fragt, ob nicht die Berufswerdung u. a. zum Berater, Helfer, Priester auch darin begründet ist, daß diese Personen schon sehr früh gelernt haben, sich in die Bedürfnisse der eigenen Eltern einzuspüren und sich ihnen voll anzupassen, gleichzeitig aber auch gelernt haben, die eigenen Gefühle, die intensivsten, aber von den Eltern unerwünschten, *nicht* zu fühlen. „Obwohl diese verpönten Gefühle (wie z. B. Zorn, Empörung, Verzweiflung, Neid, Angst) später nicht vermieden werden können, bleiben sie

³⁸ W. Schmidbauer: Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Reinbek bei Hamburg 1977

³⁹ ebd., 7 f.

⁴⁰ A. Miller: Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst. Frankfurt 1979

doch abgespalten, d. h. der vitalste Teil des wahren Selbst wird nicht in die Persönlichkeit integriert. Das führt zu emotionaler Verunsicherung und Verarmung (Selbstverlust).“⁴¹ Wer das bei sich erfährt, kann wiederum schwer anderen begleitend zur Selbstfindung verhelfen, da er nicht ein entsprechendes Lebensmodell sein kann.

Diesem persönlichen Problem ist natürlich nicht durch Lesen solcher Bücher beizukommen. Sie deuten nur Spuren an, auf denen es sich lohnt, an sich selbst zu arbeiten (auch durch entsprechende – längerfristig angelegte – Fortbildung: z. B. pastoral-psychologischer Grundkurs des Bistums, Kurse in der Akademie für Jugendfragen. Sie versuchen, solche aufgewiesenen inneren Schwierigkeiten zu bearbeiten, letztlich um *mehr Mensch* zu werden). Ich habe persönlich erlebt, daß das möglich und gut ist.

Wenn ich solche Bestandsaufnahmen mir nochmals ansehe, könnte der Eindruck haften bleiben, es sei also alles sehr frustrierend. Dem halte ich entgegen: sich selbst und anderen mit „Ringeltauben“ dauernd etwas vorzumachen und im Stillen zu leiden, ist viel frustrierender. Solche Ehrlichkeit macht mich dagegen freier und gelassener, meine Stärken und Schwächen und meine Möglichkeiten zu sehen und zu nutzen. So kann ich damit umgehen,

- daß insgesamt Lebensberatung von Jugendlichen durch Priester viele Grenzen hat (s. o.);
- daß ich auf jeden Fall wichtig sein kann als „Schuerpoahl“ (= Pfahl, an dem man sich scheuert), durch den „Erwachsen-werden“ gelingen kann, wenn ein gutes Miteinander-Erleben und auch -Streiten gleichsam modellhaft für andere Lebensbereiche eingeübt wird;
- daß ich in erster Linie Gruppenbildung von Gleichaltrigen ermögliche, zwischen denen dann hauptsächlich jugendliche Lebensberatung abläuft (das geht nicht nur über die wöchentlich eine Stunde „Gruppe“, sondern muß eingebettet sein in offene Treffpunktarbeit u. a.);

⁴¹ ebd.,

- daß ich Erwachsene und Eltern berate, daß *sie* gute Ermöglicher und Begleiter solcher Gruppen sein können (u. a. Elternseminare, Wochenendfahrten, Schulungen usw.);
- und daß ich in Einzelfällen auch selbst echte Hilfestellung geben kann (die braucht viel Zeit) und zwar vor allem auch, indem ich kooperiere mit Beratungsstellen für Eltern und Jugendliche, mit Jugendarbeitern usw. und deren Kompetenz dankbar schätze.

Anmerkung: Auf die Frage: „Was tust Du, wenn Du einen Menschen für Christus gewinnen willst?“ antwortete bekanntlich Klemens von Alexandrien: „Ich lasse ihn ein Jahr in meinem Haus wohnen!“ Wenn ich über diese Antwort immer neu nachdenke, bekomme ich Herzklopfen: Könnte ich das wagen? Woran muß ich weiter an mir arbeiten, daß so etwas gelingen könnte?



Nicht Klient, sondern Gast

Bernhard Lübbering

Im „Gasthaus“, einem kleinen geistlichen Zentrum an der Gastkirche in Recklinghausen, leben wir in einer religiösen Wohngemeinschaft mit sieben Personen: Drei Hiltruper Missionsschwestern, drei Canisianer-Brüder aus Münster und ich als Diözesanpriester. Zwei Schwestern und ein Bruder sind im Hause tätig. Die anderen gehen einem pastoralen oder sozialen Beruf außerhalb des Hauses nach. Die beiden Orden und die Bistumsleitung in Münster tragen diesen gemeinsamen Versuch. Er ist aus dem Suchen einiger beunruhigter Ordensleute und Priester entstanden, das unter anderem vom Leiden an der Armut unserer Kirche bestimmt war. Sie ist arm durch ihren Reichtum an Kapital, Einfluß und Bürokratie; denn dadurch bleiben ihr nur wenige Möglichkeiten, unkompliziert zu sagen: „Komm und sieh!“ (Joh 1,39).

Gemeinsam möchten wir die Nachfolge Jesu nach den evangelischen Räten leben. Das versuchen wir zu praktizieren durch unser gemeinsames geistliches Leben, in unserer beruflichen Tätigkeit und in der Gastfreiheit, die wir den Menschen anbieten, die zu uns kommen. Wir verstehen uns nicht als eine Beratungsinstitution, obwohl wir Menschen beraten. Diejenigen, die zu uns kommen, sind für uns keine Klienten, sondern Gäste. Was wir anstreben, drückt sich in diesen beiden Texten aus:

Charles de Foucauld schreibt: „Sie haben vollkommen verstanden, was ich möchte: Eine Zauia einrichten . . . es sind kleine Zentren der Gastfreundschaft, von frommen Bruderschaften gegründet; man gewährt den Reisenden dort Unterkunft und Schutz, den Pilgern wie den Bettlern, allen Vorüberziehenden, kurz jedermann . . .“ *J. F. Six* kommentiert: „. . . Er möchte die beiden Pole der Liebe in einem leben . . . Zauia mit einem absoluten Gespür für Gott . . . eine Zauia des Gebetes und der Gastfreundschaft . . .“⁴²

⁴² *J. F. Six*: Charles de Foucauld. Bruder aller Menschen. Freiburg 1978, 67f.

Der andere Text kommt von *Rainer Kunze* (aus: *Zimmerlautstärke*. Frankfurt 1977), ein Gedicht.

Pfarrhaus
Wer da bedrängt ist,
findet mauern,
ein dach und
muß nicht beten.

Im Laufe der Zeit hat sich ein Kreis von Jugendlichen und Erwachsenen gebildet, die sich mit dem Ziel unseres Hauses und unserer Gemeinschaft identifizieren. Sie kommen zu unseren Gottesdiensten, nehmen an einzelnen Mahlzeiten teil und übernehmen Aufgaben. Regelmäßig treffen sich bis zu 60 Jugendliche und Erwachsene an jedem Montagabend, um miteinander zu sprechen, Aktionen zu planen und zu meditieren. Tag für Tag kommen einzelne Menschen zu uns. Es waren dies:

Jugendliche, die geistlich-kirchlich orientiert sind, weil sie hier andere Jugendliche treffen können; weil sie ein persönliches Gespräch wünschen; dabei geht es um Generations- und Partnerprobleme, Selbstverwirklichung, Lebensentscheidungen (Priester-, Ordensberufe), Beichtgespräch, Kriegsdienstverweigerung.

Jugendliche, die in großer sozialer und/oder psychischer Not sind;

dabei geht es um: Abhängigkeit von Alkohol und Drogen; Kriminalität; Wohnungs- und Arbeitslosigkeit; psychische Erkrankung; Vereinsamung; Suizidgefährdung.

Erwachsene, die uns als seelsorgliche Anlaufstelle verstehen; die ein seelsorgerliches Gespräch wünschen; die sich einfach aussprechen möchten; die kontaktarm sind.

Erwachsene, die in großer sozialer und/oder psychischer Not sind;

dabei geht es wie bei den Jugendlichen um die oben aufgezählten Problemfelder. Besonders groß ist die Gruppe der „seßhaften Nichtseßhaften“; ferner kommen zu uns Frauen, die von ihren Männern mißhandelt werden; Asylsuchende.

Die Kontakte zu den einzelnen Gästen kommen über mehrere

Kommunikationsebenen zustande: Für die Jugendlichen und Erwachsenen, die geistlich-kirchlich interessiert sind, über:

- feste Gruppen (z. B. Montagskreis);
- offene Treffs (z. B. in der Teestube);
- regelmäßige Angebote von Gottesdiensten, Meditationen;
- gemeinsame Ferienfreizeiten;
- Kontakte durch unsere Berufsarbeit (z. B. durch Schulungen von Bruder Gereon);
- „Mundpropaganda“ derjenigen, die regelmäßig zu uns kommen.

Wir sind keine Fachleute und wollen keine „Sozialstation“ sein. Wir versuchen den Jugendlichen und den Erwachsenen, die zu uns kommen, Bruder und Schwester zu sein. So möchten wir die Nachfolge Jesu konkret leben. Über seine Sendung sagt Jesus im Lukas-Evangelium: „Er hat mich gesandt, um den Armen die Heilsbotschaft zu bringen, um den Gefangenen die Befreiung und den Blinden das Augenlicht zu verkünden, um die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen ...“ (*Lk 4,19*). Mit unseren Möglichkeiten versuchen wir das zu leben, und zwar

- durch Einzel- und Gruppengespräche;
- durch die Möglichkeit für einige, bei uns zu bleiben und mit uns zu leben;
- durch die Teilnahme an unserm Gebet und unseren Gottesdiensten, die alle öffentlich sind (besonders für diejenigen, die nicht bei uns wohnen);
- durch die tägliche Verpflegung und Ausstattung mit Kleidung;
- durch Vermittlung von Kontakten zu Beratungsstellen, Behörden und Ämtern;
- durch Besuche in Krankenhäusern, psychiatrischen Anstalten und Gefängnissen;
- durch das Angebot, uns immer wieder zu besuchen.

Das Haus, in dem wir wohnen, liegt in der Altstadt von Recklinghausen, ziemlich versteckt und doch leicht zu erreichen.

Es hat weder den Charakter eines Bürohauses, noch eines Pfarrhauses. Wir haben keine Sprech- oder Besuchszeiten. Es ist fast immer einer im Haus zu erreichen.

Neben den nach Terminkalender vereinbarten Gesprächen gibt es viele Möglichkeiten zu spontanen Gesprächen: nach einem Gruppenabend oder Gottesdienst, in Ferienfreizeiten oder an gemeinsam verbrachten Wochenenden, bei gemeinsamen Mahlzeiten oder beim Spülen in der Küche. Als Gesprächspartner unsererseits kommt jedes Mitglied unserer Kommunität in Frage.

Eigentlich wollen wir nur das tun, was jede Familie oder jeder Seelsorger oder jede Ordenskommunität tut, wenn sie hören: „Der und der ist ins Gefängnis gekommen!“ oder wenn einer hört: „Ich habe keinen Menschen!“ Wie dann eine Mutter reagiert, was dann ein echter Bruder tut, so möchten wir handeln. Wie aber manche Familie mit den Problemen ihrer Familienangehörigen überfordert ist, so spüren auch wir die große Last, die viele Gäste zu uns ins Haus tragen. Dabei stoßen wir auf unsere eigenen Grenzen und Beschränktheiten. Uns wird bewußt, daß auch wir das brauchen, was die Menschen, die zu uns kommen, suchen: Verständnis, Geborgenheit, Rat und Anerkennung. Damit uns das geschenkt wird, bemühen wir uns um ein bewußtes Gemeinschaftsleben untereinander, wobei wir uns immer wieder durch Gebet und Gottesdienst für die uns zugesagte Nähe des Auferstandenen öffnen, die uns aufrichtet und öffnet für die Menschen.



Suche nach Solidarität und Sympathie - Protokoll zweier Gespräche

Theo Niederschmid

1. Das Gespräch, von dem ich hier berichten möchte, hat an einem Abend während eines einwöchigen Kurses stattgefunden. Der Kurs war so angelegt, daß sich die Teilnehmer miteinander sehr intensiv beschäftigten, Nähe erfuhren. Nach ein oder zwei Tagen war eine relativ offene Atmosphäre von allen Beteiligten geschaffen worden, so daß es auch möglich war, von sich zu sprechen. Dem Gespräch voraus ging ein intensiver Arbeitstag, den wir nach dem Abendessen mit einem etwas längeren Abendspaziergang ausklingen lassen wollten. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden durch die Wälder gezogen waren und dabei Mist verzapft hatten, spürten wir noch Hunger sowie Durst. Wir fanden in dem kleinen Ort noch eine Kneipe, die noch nicht geschlossen hatte. Die Musikbox spielte relativ laut, an der Theke saßen noch die Mitternachtstrinker, denen man die Dauer des Abends auch schon anmerken konnte. Große Attraktion auch für uns war der Flipper, der gleich einen Großteil der Gruppe voll in Anspruch nahm.

Eine kleine Gruppe saß am Tisch, redete ein wenig hin und her und war mit Entspannung und dem jeweiligen Getränk beschäftigt. Es war so ungefähr gegen Mitternacht.

Wie wir in das Gespräch gekommen sind, kann ich nicht mehr genau sagen; es kann sein, daß mich das Mädchen (21 Jahre) gefragt hat, ob sie mit mir reden könne. Zumindest erzählte sie mir von ihrer Situation zu Hause und einer Entscheidung, die sich nicht mehr verschieben ließ. Sie hatte in letzter Zeit verstärkt den Wunsch verspürt, von zu Hause auszuziehen. Hinter diesem Wunsch stand die Erfahrung, ständig mit streitenden Eltern zu leben, diese Streitigkeiten waren ausgelöst durch das Trinken des Vaters, der das Mädchen nach ihren Aussagen auch bedrohte, zumindest beleidigte und kränkte. Sie verspür-

te starkes Mitgefühl mit ihrer Mutter, die unter den Schwierigkeiten mit ihrem Mann sehr zu leiden schien. Das Mädchen stand in dem Zwiespalt: soll sie zu Hause ausziehen? Was passiert dann mit ihrer Mutter? Ihr einziger Gesprächspartner ist dann auch nicht mehr da, noch mehr den Schwierigkeiten mit ihrem Ehemann ausgesetzt. Bleibt sie zu Hause, leidet sie darunter. Ihre schulischen Angelegenheiten werden von den Erlebnissen zu Hause zugedeckt, sie wird stark bestimmt durch das, was sie zu Hause erlebt. Sie hatte häufiger abends Angst, wenn sie ins Bett ging und der Vater noch nicht da war, davor, was in der Nacht noch geschehen könnte. Zu Hause wurde ihr Wunsch, auszuziehen, nur mit ihrem Freund in Verbindung gebracht und ihr unterstellt, daß sie nur freier mit ihm umgehen und zusammenleben möchte.

Ich hatte während dieser Zeit nur zugehört, weil ich das Gefühl hatte, sie suchte das Gespräch mit mir, um das alles einfach mal loszuwerden; ich verspürte auch ihren Wunsch, Solidarität und Empathie (Nachfühlen ihrer Situation) zu erfahren. Emotional war ich sehr stark betroffen; ich verspürte den Wunsch, sie zu unterstützen in ihrem Bestreben, von zu Hause fortzuziehen.

Wir haben uns einige Gedanken darüber gemacht, wie die Beziehung zur Mutter weiterbestehen kann, wenn sie auszieht; was der Auszug für ihre Mutter am Anfang bedeuten würde; wie sie (Gesprächspartnerin) sich finanziell über Wasser halten könnte. Wir haben diese Fragen hin und her gewendet, wobei ich mein Interesse an ihrem Problem und an einer realistischen Lösung (d. h. mit den Konsequenzen, die jede Entscheidung in diesem Fall mit sich bringt) vermitteln wollte. Ich glaube, daß mir dies auch gelungen ist. Nach ungefähr ein bis zwei Stunden beendeten wir das Gespräch. Ich hatte den Eindruck, der Wunsch auszuziehen, war realistischer geworden, trotz aller Schwierigkeiten, die damit noch verbunden waren.

2. Das zweite Gespräch, das ich beschreiben möchte, fand auf einer Ferienfreizeit statt, die ich zusammen mit einigen anderen Mitarbeitern geleitet habe. Die Gruppe war mir und den anderen Teamern zum größten Teil aus anderen Maßnahmen bekannt. An diesem Tag hatten wir eine längere Wanderung

gemacht und uns einige Sehenswürdigkeiten in der Umgebung angesehen, den Abend hatten wir noch in einer Kneipe zugebracht, von der wir gegen 23.00 Uhr zu unserem Haus aufbrachen.

Eine Reihe von Leuten hatte noch Lust, in einem Zimmer ein Bier zu trinken als Schlaftrunk. Mit der Zeit lichteten sich die Reihen, bis ein Junge übrigblieb, der mir schon in einigen Punkten während der Freizeit aufgefallen war. Im Seminar war er ein interessierter und engagierter Mitarbeiter, dessen Wortbeiträge das Gespräch und die Gruppe häufig weiterbrachten. Hinter seinem Agieren in der Gruppe meinte ich aber wiederholt ein wenig Unsicherheit festzustellen, das für mich bisher aber ohne Bedeutung gewesen war. Weiter nahm ich wahr, daß der Junge, mit dem er das Zimmer teilte, sehr verschieden in seinem Verhalten von ihm war – die beiden hatten ein Zimmer belegt, wie sie dies auf anderen Maßnahmen ebenfalls gemacht hatten. Soviel, wie ich wahrnehmen konnte, waren sie in der Freizeit wenig zusammen; der Junge, von dem ich hier berichte, war fast immer in der Gruppe, die mit den Teamern etwas unternahm. In der Gruppe der Jugendlichen war er zwar kein Einzelgänger, aber er gehörte keiner Clique an, wie fast jeder andere. In diesem Zusammenhang wurde mir die anfangs beschriebene Unsicherheit wieder bedeutsam. Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, mit ihm über seine Rolle in der Gruppe zu reden, da ich auch das Gefühl hatte, daß er sich recht wohlfühlte.

An diesem Abend war es so, daß wir noch allein übrigblieben. Ich hatte Lust, meine Überlegungen ihm mitzuteilen und von ihm seine Erfahrungen in der Gruppe zu hören, zumal ich auf sein Urteil Wert legte.

Zu Anfang des Gesprächs beschrieb ich ihm, wie ich ihn in den letzten Tagen erlebt hätte, was für Fragen über ihn mir gekommen wären. Er bestätigte meine Beobachtungen, was seine Zugehörigkeit zu irgendeiner Clique und seinem „Alleinsein“ in der Gruppe angeht. Den Punkt Unsicherheit versah er noch mit einem Fragezeichen und bemerkte, daß er dazu eine Situationsschilderung brauche. Ich beschrieb eine Situation, an die er sich erinnern konnte: Er hatte meiner Meinung nach

einen wichtigen Sachbeitrag zur Diskussion geliefert, war sich aber über die Wirkung seines Beitrages auf die Gruppe sehr unklar. Ich schilderte die Frage, die ich dahinter vermutete: Wie kommt dieser Beitrag bei der Gruppe an, was machen sie damit, wie begegnen sie mir jetzt weiter? Die Einschätzung der Situation konnte er teilen, er wäre häufig sehr unsicher darüber, was Leute mit seinen Beiträgen anfangen würden, bzw. was sie überhaupt mit ihm anfangen könnten.

Er beschrieb dann seine Situation zu Hause und in der Schule – beides hängt sehr eng zusammen. Seine Eltern hatten nach der Hauptschule einen Beruf erlernt und sich eine Existenz aufgebaut, er war der erste zu Hause, der zum Gymnasium ging. Innerlich stellte er eine Entfremdung von seinem Elternhaus fest, viele seiner Erfahrungen konnte er seinen Eltern nicht mehr mitteilen, sie hatten andere Sorgen und Fragen. Viele Erfahrungen waren für sie auch fremd, so daß es manchmal auch günstiger war, von manchen Dingen nichts zu erzählen, um keinen Krach über seine Arbeitsmotivation und -haltung zu bekommen. Er hatte das Gefühl, sie lebten in zwei Welten. Auf der anderen Seite verspürte er Zuneigung zu seinen Eltern, er wollte sich nicht über sie erheben, er wollte nichts Besseres sein. Aber häufig wurde ihm diese Erwartung bzw. Befürchtung in den Äußerungen seiner Eltern deutlich. Z. B. an Kleinigkeiten: Zeitung lesen oder überhaupt lesen am Tage wurde häufig mit der Äußerung belegt: Du hast wohl nichts zu tun. Nach dem Abitur wurde sein Wunsch, zu studieren, ebenfalls mit vielen negativen Äußerungen, die die Entfremdung untereinander sowie die Befürchtungen vor noch weiterer Entfremdung deutlich werden ließen, kommentiert. Er ging mit negativen Gefühlen an sein Sozialarbeiterstudium heran. Dieser Beruf barg für seine Eltern wenig Rosiges in sich. Sein Berufswunsch war mit Schuldgefühlen besetzt, weil er glaubte, gegen seine Eltern zu handeln. Diese Problembeschreibung war das Ergebnis eines recht langen Gespräches, das Problem, das der Junge beschrieb, war mir in einigen Grundzügen aus meiner eigenen Schulzeit bekannt. In dem Gespräch versuchte ich einerseits das Problem der Entfremdung zwischen Eltern und Kind mit ihm zusammen herauszuholen sowie ihn

selber zu bestärken, seinen Berufswunsch in die Tat umzusetzen und die Kommunikation zu seinen Eltern aber auch nicht abreißen zu lassen.

Ich hatte das Gefühl, daß dadurch, daß ich die Verurteilung seiner Eltern nicht teilte, sondern ihn in seinem Berufswunsch bestärkte, seine Schuldgefühle ein wenig abgebaut wurden und daß er sich das erste Mal von einem etwas älteren, schon im Beruf Tätigen akzeptiert und voll unterstützt fühlte. Ich weiß nur, daß er das Studium der Sozialarbeit im nächsten Sommersemester begonnen hat.

manchmal aber
brauchen wir keine gnade
manchmal brauchen wir
nur ein wenig
gerechtigkeit

Leiden aufspüren

Heinz Withake

Die Leiden des Jugendlichen und der Trost aus dem Glauben

Verantwortlich für andere sein heißt immer, ich verhalte mich so, daß der Schwächste atmen und leben kann. Ein Gruppenleiter, ein erwachsener Mitarbeiter oder Jugendseelsorger muß sich deshalb die Frage stellen: „Wem schenke ich meine Sympathie?“ „Wie spreche ich von und mit den Schwachen (Außenseiter, Langsame . . .)?“ „Welche versteckten Leiden gibt es in meiner Gruppe, in der Leiterrunde . . . ?“

Wer die Tüchtigen und Begabten fördern möchte, fördert sie nur, wenn er sie befähigt, die anderen mitzutragen. Wer die Tüchtigen und Begabten fördern will, fördert sie nur, wenn er auch ihnen hilft, ihre geheimen Leiden und Nöte zu sehen und ehrlich damit umzugehen.

Trost aus dem Glauben kann nur durch glaubende Menschen vermittelt werden. Das geschieht weniger durch häufiges Zitieren der Bibel, vielmehr durch einen Umgangsstil, durch eine Sprache, durch ein Verhalten, das die Schwachen und Kranken bewußt einbezieht, das auch das nichtbeachtete Leben hochachtet: Es geschieht da, wo Menschen so leben wie wir es von Jesus in der Bibel lesen können.

1. Krankheit

Station 7 im St.-Elisabeth-Hospital. Ein 17jähriger steht verloren mit einer Tasche in der Hand auf dem Flur. Er sagt kein Wort, neben ihm sitzt seine Mutter und sagt zu der Schwester: „Es handelt sich um die Aufnahme wegen der Mandelentzündung!“ Der baumlange Sohn steht sprachlos daneben, als ginge es nicht um eine Mandeloperation, als ginge es um sein Leben.

Er hat zwar gehört, daß es nur eine Mandeloperation ist, aber dennoch hat er Angst.

Wer ist auf dem Zimmer? Tut das weh? Blamiere ich mich? Wer besucht mich? Schreibt wohl die Beate? Es könnte ja auch Schwierigkeiten geben bei der Operation!

Viele Kleinigkeiten sind große Berge für den Betroffenen. Es ist ein unbezahlbarer Trost, wenn ein Betroffener einen findet, der genau das versteht, der ihn besucht, der ihn erzählen läßt. Nicht selten ist für einen Jugendlichen ein Krankenhausaufenthalt von 14 Tagen ein großes Lebensereignis. Daß der Kaplan ihn besucht hat, vergißt er nie. Vielleicht sind 2 oder 3 Sätze gefallen, die ihm Mut gemacht haben. Ein Christusbild oder ein Gebetszettel, die der Kaplan mitgebracht hat, verschwinden vielleicht verschämt in der Schublade, dafür bleiben sie aber in tiefer Erinnerung.

2. Spitznamen

„Spasti“, „Ente“, „Kugel“, usw., es gibt Spitznamen, durch die einer sich ständig beleidigt und verletzt fühlt. Manchmal hat ein Jugendlicher keine Chance, sich gegen einen verletzenden Namen zur Wehr zu setzen oder ihn mit Humor zu ertragen. Oft leidet auch derjenige, der sich nach außen überlegen gibt. Ein Gruppenleiter oder ein Seelsorger hat die Chance, solche Wunden aufzudecken und zur Heilung beizutragen. Im geeigneten Augenblick kann eine Frage oder ein Anstoß das Eis brechen, z. B.:

„Seit wann rufen Dich die anderen so?“

„Hast Du Dich damals sehr darüber geärgert, hast Du geheult vor Wut . . . ?“

„Hast Du etwas dagegen unternommen?“

„Macht Dir das heute nichts mehr aus?“

„Welchen Spitznamen möchtest Du haben?“

Ein Gespräch darüber kann viel in Gang bringen. Vielleicht gibt es sogar für eine Gruppe die Sternstunde, daß einer offen seinen Schmerz sagen kann und alle Beteiligten verstehen, wie sie sich gegenseitig wehtun. Kinder und Jugendliche begreifen

sehr wohl, was es bedeutet, einen Namen zu tragen und anderen einen Namen zu geben. Manchmal gibt es auch die Möglichkeit, daß Humor und Gelassenheit einen Namen verändern. Vielleicht gibt ein solcher Anlaß den Anstoß, noch weiter nachzudenken über die Bedeutung eines Namens, über den Taufnamen. Vielleicht begreifen dann Jugendliche: „Den Namen Gottes heilig halten, heißt den Namen eines jeden Menschen achten!“

Daß Gott unseren Namen in das Buch des Lebens einträgt, daß er uns am Ende beim Namen ruft, begreift ein Jugendlicher dann, wenn er vorher verstanden hat, was es heißt, einen Namen zu tragen und den Namen des Menschen zu achten.

3. Die Zensuren in der Schule

„Jede 5 macht uns härter“ verkündet Achim. „Jede 5 macht mich noch mehr kaputt“ denkt Achim. Viele hören nur, was er sagt und nicht, was er fühlt. Daher braucht Achim dringend einen Gruppenleiter, einen Freund, einen Erwachsenen, der ihn erlöst aus seinem selbstgebauten Gefängnis. Vielleicht wartet er auf den, der ihn wirklich versteht, der ihm sagen kann, daß sein Theaterspiel zwar verständlich aber gefährlich und trostlos ist. Die eigenen Eltern können oft nicht helfen, weil sie aus Sorge und Liebe befangen sind. Sie bringen nicht die Freiheit auf, zu sagen: „Habe keine Angst! Du darfst leben auch mit einer 5! Gott hat einen Platz für Dich auf dieser Welt!“ Sie können das nicht sagen, weil sie Angst haben, daß der Sohn dann noch fauler wird, weil dann ihre Pläne über die Zukunft des Sohnes dahin sind.

Wie schön wäre es, wenn jeder Versager wüßte: Ganz sicher kann ich zum Gruppenleiter, zum Pastor (Kaplan) gehen! Das ist Trost aus dem Glauben, vielleicht ohne ein Wort von Gott!

4. Leiden an dem, was nicht zu ändern ist

Beim Heranwachsen entdeckt der Mensch seine Grenzen und seine Chancen, seiner änderbaren und unabänderlichen Behinderungen und seine Möglichkeiten. Oft verstellt das Leid über

das, was fehlt, den Blick für das, was möglich ist. Mancher schleppt es wie eine immer größer werdende Last mit sich herum, daß er zu klein oder zu dick ist, krumme Beine hat, beim Sport immer hinterherläuft, in der Schule nicht mitkommt, keinen Freund findet . . . Jeden Morgen unter der Dusche und beim Blick in den Spiegel kommt ihm neben der üblichen Tageslast seine unabänderliche Unzulänglichkeit entgegen. Oft ist es schon ein Trost, zu wissen, daß jeder Mensch mit solchen Leiden fertigzuwerden hat, daß die Großredner und die Kleintlauten innerlich gleichlaut rufen: „Bin ich wohl in Ordnung? Mag mich jemand leiden? Kann ich es wohl schaffen? . . .“ In einer Gruppe oder in einem Kurs bieten sich Gelegenheiten, diesen Fragen nachzugehen.

Impulse für Einzel- und Kleingruppenarbeit:

„ . . . was findest Du an Deinem bisherigen Leben gut . . . welche Menschen, Dinge, Gegebenheiten, Erfahrungen, Eigenschaften . . .

. . . was findest Du daran besonders wertvoll, was möchtest Du noch verbessern . . .

. . . worüber mußt Du Dich häufig bei Dir selbst ärgern . . .

. . . was möchtest Du am liebsten wegwerfen . . .

. . . was ist davon änderbar, was wird immer so bleiben . . . “

Der Gruppenleiter wird bei diesen Fragen darauf achten, daß keiner gezwungen ist, etwas zu schreiben oder zu erzählen. Bei solchen Gelegenheiten ist es gut, wenn es am Rande einer solchen Begegnung oder eines Kurses Gesprächsmöglichkeiten mit einem Priester oder mit einem anderen Erwachsenen gibt. Im Gruppengespräch kommt es darauf an, das Auge für die Chancen des Lebens zu öffnen und zu verstehen, daß kein Mensch ohne Behinderung und Schwächen leben kann. Manchmal kann die Anwesenheit eines Rollstuhlfahrers oder die Begegnung mit geistig Behinderten helfen, den Reichtum des eigenen Lebens zu sehen und das eigene Leben zu bejahen. Jeder Jugendliche kann aus seinem Lebensfeld erzählen über Menschen, die durch Krankheit, Einsamkeit, fremde oder eigene Schuld ihr Leben lang schwer zu leiden haben. Wenn Jugendliche verstanden haben, wie jeder Mensch — die Millionärsfrau und das behinderte Kind — auf ihre Weise leben und

liebesbedürftig sind, wie sie sich nach Erlösung und Heilung sehnen, dann können Jugendliche auch etwas eher verstehen, daß der Glaube an Jesus Christus von unserer Erlösung erzählt. Für viele Fragen gibt es keine Lösung, aber ein Leben ohne die Aussicht auf Erlösung wäre hoffnungslos. „Gott glaubt an mich“ heißt es in einem Lied des Musicals Hair. Dieses Bewußtsein zu wecken, kann eine Hilfe sein, die täglichen Leiden mit der eigenen Begrenzung besser anzunehmen und das eigene Leben bewußter und freudiger zu bejahen.

In diesem Zusammenhang kann auch Verständnis für das Kreuz Christi geweckt werden. Das Kreuz steht für all das, was die Erwartungen und Wünsche der Menschen durchkreuzt, für das, was widerwärtig und schwer und hinderlich ist. Das Kreuz steht gleichzeitig dafür, daß unser Glaube uns sagt, daß wir trotz all dieser Hindernisse gerettet und Hoffnung haben dürfen. Am einfachsten ist es, junge Menschen zu ermuntern, mit Papier und Holz und Farben oder anderen Mitteln ein Kreuz herzustellen. Wenn ein solches Kreuz auf dem Zimmer des Jugendlichen hängt, ein Kreuz, auf dem auch die eigenen Leiden möglicherweise eingetragen sind, wird die Rede von Jesus Christus, der das Kreuz für uns getragen hat, plastisch und lebendig.

5. Gemeinschaft – Gottesdienst – Gebet

Viele Wunden heilen, ohne daß man von ihnen spricht. Viele Krankheiten brauchen nicht analysiert und behandelt zu werden, sondern verschwinden, wenn ein Klima der Heilung und des Lebens entstanden ist. Deshalb können Begegnungen junger Menschen untereinander hilfreich sein für die Bewältigung ihrer Nöte und Schwierigkeiten, ohne daß alle Schwierigkeiten thematisiert werden. Deswegen ist es eine wichtige Aufgabe der Jugendarbeit, junge Menschen zusammenzubringen, damit sie miteinander reden, singen, essen, wandern, spielen, malen, feiern, arbeiten, werken, Aktionen durchführen, Gottesdienst halten, beten, streiten, Musik machen . . .

Bei Ferienmaßnahmen, Wochenenden oder auch bei Gruppenstunden in der Gemeinde können solche Gemeinschaftserleb-

nisse sich auch in Gottesdienst und Gebet ausdrücken. Deshalb müssen Jugendgottesdienste nicht problemorientiert sein, sondern Texte, Lieder und Gebete können die Gefühle und den Verstand der jungen Menschen ansprechen und sie zu einer Gemeinschaft des Betens zusammenführen. Sicherlich wird es darauf ankommen, durch Worte, Zeichen, Musik die Lebenssituation junger Menschen zu treffen. Aber ansprechen heißt nicht alles benennen und aufzählen, sondern das Bewußtsein dafür wecken, daß das, was den einzelnen angeht, durch das gemeinsame Beten und Singen und durch den gemeinsamen Glauben mitaufgefangen ist. Es geht nicht darum, künstliche Hochgefühle zu erzeugen, sondern es geht darum, erfahrbar zu machen, daß Leben möglich ist. Warum soll es nur die Erfahrung der rauhen Wirklichkeit geben, warum nicht die Ahnung davon, daß diese rauhe Wirklichkeit zu bestehen ist, und zwar deshalb zu bestehen ist, weil wir über unsere gemeinsamen Kräfte hinaus glauben dürfen, daß uns durch Christus Erlösung geschenkt worden ist.

Es müßte jetzt mehr gesagt werden, wie junge Menschen zu regelmäßigem Beten und zum Gottesdienst hingeführt werden können. Das sprengt aber allerdings hier den Rahmen. Hier geht es darum, deutlich zu machen, Gemeinschaft des Glaubens kann helfen, die Last des Lebens zu tragen und das Leben zu bejahen.

Mit mir gehts abwärts

He, Baby, was ist mit dir los, Girl
Ich bin vorbeigekommen und hab an deiner Tür geläutet
Obwohl schon dunkle Wolken über unserer Liebe hängen

Alright

Jetzt gehts mit uns abwärts
Ich kann mich nur noch an das halten, was ist
Ich weiß, ich weiß, ich weiß, ich weiß, daß du auf Null bist

Rolling Stones

Zuhören - Verstehen - Beraten

Elisabeth Breulmann/Rudolf Volk

Junge Menschen haben Probleme

In der Jugendarbeit kommen wir immer wieder mit jungen Menschen in Kontakt, die von irgendeiner Schwierigkeit betroffen sind, mit einer bestimmten Situation ihres Lebens nicht fertig werden oder Fragen und Problemen gegenüberstehen, auf die sie keine Antwort wissen. Oft kann man dies schon an ihrem körpersprachlichen Verhalten ablesen, ohne genau zu wissen, was sie bewegt und ihnen Sorge macht. Sie verhalten sich vielleicht stiller und zurückgezogener oder auch erregter als sonst. Es wird deutlich, daß sie etwas berührt, was möglicherweise geklärt werden will.

Werden sie darauf angesprochen und besteht eine kommunikative Situation, so öffnen sie sich häufig und lassen ansatzweise sichtbar werden, wie es um sie steht. Dies geschieht mehr tastend und abwartend, eher indirekt als direkt. Es scheint so, als wolle man prüfen, inwieweit man dem anderen trauen und vertrauen kann und ob man bei ihm jenes Verstehen und Verständnis findet, das man sich im Stillen erhofft. Ist der Gesprächspartner glaubwürdig, so wird der Jugendliche sehr bald mitteilen, was ihm Schwierigkeiten macht und wie stark er davon betroffen ist. Manchmal ist es so, daß der Jugendliche von den individuell erlebten Schwierigkeiten soweit berührt ist, daß seine ganzen Lebensvollzüge davon in Mitleidenschaft gezogen sind. Er spielt die Problematik von den verschiedensten Seiten durch, sucht nach Gründen, macht sich Schuldvorwürfe und sucht nach Lösungen, weiß aber häufig keinen Ausweg, wie er aus dieser Situation herauskommen kann.

In den Problemen junger Menschen thematisiert sich ihre individuelle Lebensgeschichte und Lebenssituation. Die von ihnen als belastend erlebten Probleme sind zugleich aber auch in wei-

ten Teilen partieller Ausdruck gesellschaftlicher Probleme, die sich in ihrem subjektiven Empfinden niederschlagen, ohne daß sie sich dessen bewußt zu sein brauchen. Bei dem einen ist es die Schwierigkeit, eine Arbeitsstelle zu finden, der andere sucht einen Menschen, der ihn versteht und annimmt. Ein Dritter ist unzufrieden mit sich selbst und sucht nach Orientierung und Selbsterfüllung. Andere haben wiederum massive Zukunftsängste, leiden an sich selbst und der Gesellschaft. Viele stehen vor Schwierigkeiten im Elternhaus, im Beruf oder in der Schule. Manche leiden unter starken Minderwertigkeits- und Versagensgefühlen, trauen sich nichts zu und fühlen sich vereinsamt.

Diesen Situationen stehen viele Verantwortliche der Jugendarbeit oftmals sehr hilflos gegenüber. Sie nehmen sie wahr, sind davon betroffen, erleben sie mit, fühlen sich herausgefordert und mobilisieren alle ihre Kräfte, um zu helfen. Sie verstehen kirchliche Jugendarbeit als ein „personales Angebot“, wie es von der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland beschlossen worden ist. Das heißt: Sie wollen den jungen Menschen in seiner gesamten Lebenswirklichkeit ernst nehmen, auf seine Fragen und Probleme eingehen und durch das Angebot personaler Kommunikation, ihm helfen, seine Probleme zu lösen und seinen Weg zu finden.

Die Bereitschaft, zu helfen, den anderen anzuhören, sich ihm zu öffnen und mit ihm nach Lösungen zu suchen, sind grundlegende Voraussetzungen für ein helfendes und verstehendes Gespräch. Häufig kann man jedoch feststellen, daß „Helfer“ in ihrem wohlmeinenden Engagement für die anderen entscheidende Fehler machen. In ihrer Suche nach Hilfe erteilen sie häufig Ratschläge, machen Lösungsvorschläge, führen logische Argumente an, beschwichtigen, verweisen auf die eigene Lebensgeschichte, fragen aus oder spielen das geäußerte Problem herunter. Gespräche, in denen solche Verhaltensweisen praktiziert werden, verschärfen fast nahezu immer die Problemsituation des Betroffenen. Er fühlt sich nicht verstanden, und es verstärkt sich die Erfahrung: „Mir kann doch keiner helfen.“

Derartige Gesprächsverhaltensweisen führen nicht dazu, daß

der andere nach Lösungen Umschau hält, die für ihn tragfähig sind. Sie machen unmündig, schaffen Abhängigkeit und berücksichtigen nicht, daß der andere selbst seine Probleme lösen muß. Der Helfer kann ihm lediglich dabei helfen, seine Lösungen zu finden. Um dies zu erreichen, bedarf es einer methodischen Leitlinie; der gute Vorsatz allein, ein verstehendes Gespräch führen zu wollen, genügt nicht.

Was ist ein Beratungsgespräch?

Carl Rogers, amerikanischer Psychologe, hat in seiner langjährigen beratenden Praxis eine Methode entwickelt, die in ihrer Konzeption genial ist und von der Elemente in kirchlicher Jugendarbeit durchaus mit Erfolg angewandt werden können. Hierzu bedarf es nicht unbedingt einer speziellen sozialpädagogischen oder psychotherapeutischen Ausbildung; entscheidend kommt es darauf an, mit welchen Einstellungen, Gesprächshaltungen und Aktivitäten die helfende Person ihrem Gesprächspartner begegnet.

Ein helfendes und verstehendes Gespräch, wie wir es verstehen, orientiert sich am einzelnen jungen Menschen in seiner konkreten psycho-sozialen Situation. Ihm liegt die Annahme zugrunde, daß niemand besser als der Ratsuchende selbst seine Probleme kennt und Vorstellungen darüber zu entwickeln vermag, wie eine realistische Lösung seiner Probleme aussehen könnte. Ziel der Beratung ist es, durch die Person des Helfers und durch das Mittel des verstehenden Gespräches dem anderen soweit zu helfen, daß er sich selbst helfen kann. Also: Hilfe zur Selbsthilfe.

Bevor wir die Methodik des verstehenden Gesprächs näher beschreiben, soll noch dargestellt werden, was wir darunter in *keinem* Falle verstehen.

1. Das Beratungsgespräch ist keine Unterhaltung

Bei einer Unterhaltung spricht man über dies und jenes. Der Charakter des Gesprächs ist unverbindlich. Die Themen sind oft zufällig und werden meist oberflächlich behandelt. Viele Aussagen, die während einer Unterhaltung gemacht werden, sind eigentlich nutzlose Äußerungen. Aus einer bloßen Unterhaltung geht nichts Besonderes hervor, außer vielleicht der Austausch gewisser Informationen, die der eine oder andere besitzt, oder einfach eine Begegnung, die Vertrautheit schafft oder verstärkt. Aus einer Unterhaltung kann jedoch im Laufe der Zeit ein Beratungsgespräch werden.

2. Das Beratungsgespräch ist keine Diskussion

In einer Diskussion steht ein Thema im Mittelpunkt, das meist kontrovers behandelt wird. Die Gesprächspartner versuchen, durch das Vorbringen von Argumenten einander zu widerlegen. Sie stehen sich im Sinne eines Angriffs, eines Pro und Contra, einer Rivalität gegenüber. Eine Diskussion wird meist sehr leidenschaftlich geführt unter einer hohen emotionalen Beteiligung. Diskussionen sind gekennzeichnet durch eine Kampfsituation, wobei es letztlich darum geht, den Diskussionspartner nach Punkten zu besiegen. Die Qualität der Beziehung in einer Diskussion kennzeichnet sich durch eine beherrschende und unterwerfende Struktur.

3. Das Beratungsgespräch ist keine Befragung

In einer Befragung (Interview, Ausfragen durch Eltern, Gruppenleiter, in der Schule, polizeiliches Verhör) geht es darum, aus dem Befragten die verschiedensten Informationen herauszuholen. In der Regel liegt ihr ein Fragekonzept zugrunde, das der Befragte nicht kennt, dessen Hintergründe und Absichten ihm meist unbekannt bleiben. Er kann bei einer Befragung nicht mitbestimmen, sondern hat nur zu antworten. Dieser

Sachverhalt erzeugt in ihm häufig ein Gefühl der Unsicherheit, läßt ihn vorsichtig und mißtrauisch werden und trägt zur Entwicklung einer Abwehrhaltung bei. Befragungen sind vielfach mit Druck verbunden und rufen immer wieder Ängste, Verkrampfung oder auch aggressive Gegenaktionen hervor. Befragungen sind gekennzeichnet durch eine offensive Struktur auf seiten des Fragers und einer defensiven auf seiten des Befragten. In einer Befragung kümmert sich der Ausfrager, Interviewer nur um seine Fragen, die er stellt. Die Fragen, die der Befragte sich stellt, was in ihm vorgeht, sind für den Interviewer uninteressant oder nur von nebensächlicher Bedeutung. Ein Dialog, ein gemeinsames Gespräch kann nicht stattfinden.

4. Das Beratungsgespräch ist keine Ansprache

Häufig arten Gespräche dazu aus, daß der Helfer, welcher eigentlich den Ratsuchenden empfangen, anhören und verstehen möchte, die Gelegenheit dazu nützt, ihn mit seinen Erkenntnissen und Meinungen zu überschütten, so daß daraus eine monologisierende Ansprache entsteht, die genau das Gegenteil von dem bewirkt, was eigentlich angestrebt wurde, so daß am Ende der Ratsuchende sagt: „Eigentlich hat immer nur er geredet.“ Einbahnkommunikation trägt nicht dazu bei, Probleme zu lösen.

Voraussetzungen für ein helfendes und verstehendes Gespräch

Jeder, der hilfreich beraten will, muß ein tiefes Verständnis für die Person des anderen entwickeln. Er muß sich darum bemühen, die Probleme so zu verstehen, wie sie von seinem Partner existentiell erlebt werden. Im Beratungsgespräch kommt es dann darauf an, den Ratsuchenden durch eine nicht-direktive und nicht-wertende, verstehende Haltung soweit zu unterstützen, daß es zu einer für ihn tragfähigen Problemlösung kommt, die auch von ihm verantwortet und gelebt werden kann.

Konkret bedeutet das:

1. Eine Haltung ehrlichen Interesses für den anderen. Ihm begegnen, ohne vorgefaßte Meinungen, Vorurteile, Zielsetzungen. Ihn ermutigen, das zum Ausdruck zu bringen, was ihn bewegt.
2. Eine nicht-wertende Haltung. Kein "guter Rat", keine Kritik, keine Weckung von Schuldgefühlen, kein Moralisieren und rationales Argumentieren.
3. Eine Haltung, die offen ist. Das bedeutet, nichts vorher Angenommenes suchen oder bestätigt sehen zu wollen. Die Darlegung sowie den Lösungsweg eines Problems der Initiative des Ratsuchenden überlassen.
4. Ein Bemühen, den Ratsuchenden in seiner Sprache zu verstehen, in seinen Begriffen zu denken, seine Sicht zu entdecken.
5. Eine Haltung, die sich auf sein Erleben seiner Situation ausrichtet. Dabei Verzicht auf „objektive“ Betrachtung des Problems, da es existentiell von ihm erlebt wird. Das heißt, das Problem nicht als solches zu sehen, sondern so, wie er es erlebt.
6. Eine Haltung, die den anderen in seiner Persönlichkeit respektiert, wertschätzt und ihn erleben läßt, daß er akzeptiert wird. Eine Haltung, die an ihm teilnimmt und sich in ihn einfühlt.

Von entscheidender Bedeutung ist, daß sich der Helfer in die innere Welt seines Gesprächspartners einfühlt. Einführendes Verstehen sind keine floskelhaften Aussagen, wie zum Beispiel:

„Ich verstehe dich schon.“

„Ich weiß, was in dir vorgeht.“

„Ich weiß, was du meinst, aber . . .“

„Ich habe so etwas auch schon erlebt, und damals . . .“ usw.

Es ist kein Vorheucheln eines Verständnisses, kein Diagnostizieren, kein Interpretieren, kein Bewerten, kein intellektuelles Analysieren. Einführendes Verstehen meint das gefühlsmäßige Erfassen der inneren Situation des anderen; ihn mit seinen Augen zu sehen und ihm dies mitzuteilen, wie er sich erlebt.

Es ist kein passives Verhalten, sondern ein aktives Teilhaben,

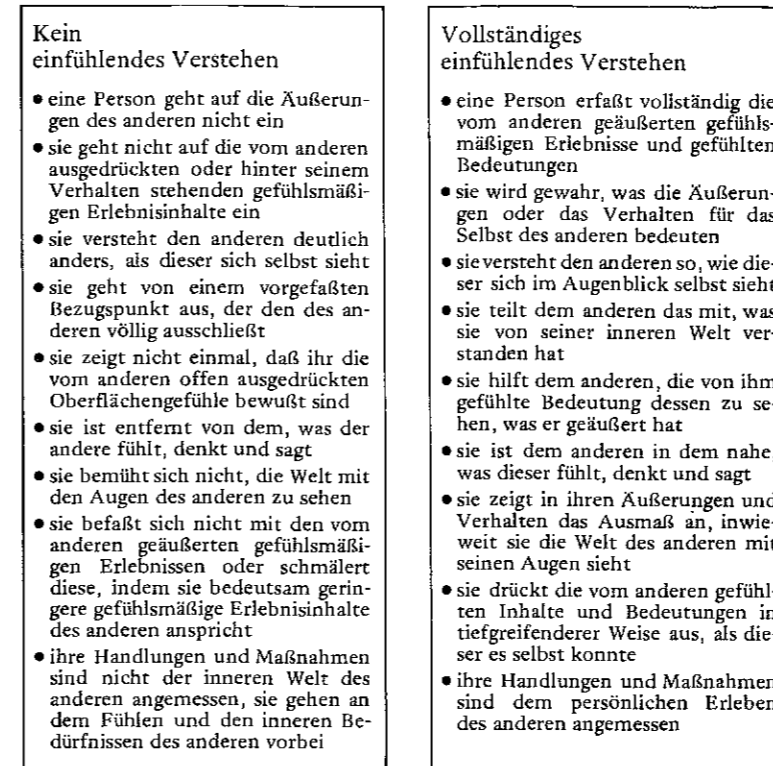
ein Mitleben, ohne daß man sich mit dem anderen identifiziert. Es verlangt Wärme, Achtung, Respekt. Durch einführendes Verstehen erlebt der Gesprächspartner, daß er angenommen ist, verstanden wird. In ihm entsteht Zuversicht, er fühlt sich frei von Kritik und Belehrung, er muß sich nicht rechtfertigen. Dies ermöglicht ihm, sich dem Helfer zu öffnen und all das auszusprechen, was für ihn wichtig ist. Er begibt sich dabei auf eine Suche nach Lösung seiner Probleme, und seine Kräfte und Fähigkeiten wachsen, sich mit sich selbst und seinen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Es entsteht eine beiderseitige, vertrauensvolle Beziehung, die die Grundlage des Helfens bildet. Einführendes Verstehen erfordert vom Helfer ein ständiges Bemühen um Echtheit und Glaubwürdigkeit, aber auch Selbstreflexion, in der er sich immer wieder daraufhin überprüfen muß, inwieweit er dem Partner gerecht wird. Durch eine derartige Beziehung entstehen auch im Helfer Wachstumsprozesse zu mehr Reife und Mitmenschlichkeit.

Reinhard und Anne-Marie Tausch, die sich seit vielen Jahren sehr verdient machen um die Fortentwicklung und wissenschaftliche Untersuchung des verstehenden und helfenden Gesprächs, bringen in ihrem Buch: „Gesprächspsychotherapie“⁴³ eine Skala, aus der sehr klar entnommen werden kann, welche Haltungen einführendes Verstehen ermöglichen bzw. verunmöglichen. Sie sei hier abgedruckt:

⁴³ R. und A. Tausch: Gesprächspsychotherapie, Verlag für Psychologie Dr. C. J. Hogrefe. Göttingen 7 1979, 35

Übersichtsskala für einführendes nicht-wertendes Verstehen: Diese Skala beschreibt die Haltung und Aktivität des einführenden nicht-wertenden Verstehens einer helfenden Person gegenüber einer anderen.

Eine helfende Person versteht einführend und nicht-wertend die innere Welt eines anderen und läßt ihn das erfahren



* Stufe 1 = kein einführendes nicht-wertendes Verstehen der inneren Welt des anderen
 Stufe 3 = mäßiges einführendes nicht-wertendes Verstehen
 Stufe 5 = vollständiges einführendes nicht-wertendes Verstehen⁴⁴

⁴⁴ ebd., 35

Wurde bisher auf die Bedeutung des einfühlenden Verstehens als ein entscheidendes Kriterium für das Gelingen eines helfenden Gesprächs eingegangen, so sollen nunmehr einige Faktoren genannt werden, die sich hindernd auf eine helfende Beziehung auswirken oder diese überhaupt nicht zustande kommen lassen.

Mitarbeiter in der kirchlichen Jugendarbeit sind oftmals geneigt, ohne daß sie es wollen, ihre Rolle und Funktion in den Vordergrund zu schieben. Sie möchten ihre Aufgabe fast vollkommen erfüllen und verfallen dabei manchmal in den Fehler, daß sie den ratsuchenden Jugendlichen als Fall, Objekt oder Klient betrachten, dem „geholfen werden muß“, an dem es zu handeln gilt. Sie realisieren dabei nicht, daß es sich bei dem konkreten Gegenüber um eine einmalige Person handelt, die nicht als Fall behandelt werden will, sondern erwartet, daß man auf sie im Sinne einer Subjekt - Subjekt Beziehung eingeht. Wird dieser Erwartung nicht entsprochen, so entsteht keine helfende Beziehung, und der Jugendliche fühlt sich nicht akzeptiert und wird sich abwenden.

Gleichfalls kann man immer wieder feststellen, daß Mitarbeiter in der Jugendarbeit es vergessen oder nicht wahrhaben wollen, weil es mit ihrem Selbstverständnis nicht zu vereinbaren ist, daß auch sie von ihren positiven wie negativen Gefühlen, Stimmungen und Einstellungen gegenüber dem anderen geleitet werden. So kommen sie häufig in Situationen, in denen sie eine Annahme vortäuschen, obwohl sie ihm oder bestimmten Teilen seines Verhaltens innerlich ablehnend gegenüberstehen. Sehr bald wird der Jugendliche feststellen, daß er nicht angenommen ist und nicht das zum Ausdruck bringen, was ihn bewegt. Folge: Er zieht sich zurück. Annahme heucheln, sich eine Maske aufsetzen, schafft eine falsche Voraussetzung. Der Jugendliche ist sehr empfindlich auch gegenüber den nicht-verbalen Botschaften von seiten des Gesprächspartners. Stellt er eine Diskrepanz zwischen dem verbalen Verhalten (das, was gesagt wird) und dem nonverbalen Verhalten (Körperbewegung, Mimik, Gestik) fest, wird er seinem Gesprächspartner wenig Glauben schenken und sich ihm entziehen.

Für den Helfer ist es wichtig, daß er seine eigenen Stimmungen und Gefühle wahrnimmt. Will er eine vertrauensvolle Beziehung aufbauen, so muß er sich prüfen, wie er zum anderen steht und welche Empfindungen er ihm gegenüber hegt. Stellt er fest, daß manche Verhaltensweisen des Jugendlichen in seinen Nicht-Akzeptanzbereich fallen, so muß er überlegen, was dafür die Ursachen sind und wie er damit umgehen will. Im äußersten Fall ist ein helfendes Gespräch nicht möglich.

Ein weiterer Faktor, der ein helfendes und verstehendes Gespräch erheblich beeinträchtigt und vielfach nicht gelingen läßt, ist der Tatsache zuzuschreiben, daß man häufig nicht weiß, nachdem man ein Problem erkannt hat, wie man effektiv darauf reagieren sollte. Die jeweiligen Reaktionen geschehen dann oftmals auf dem Hintergrund, dem Jugendlichen so schnell wie möglich zu helfen. Dies führt in vielen Fällen dann dazu, daß man in seiner Gesprächsführung die Sprache und Verhaltensweise der Nichtannahme praktiziert. In dem nachfolgenden Katalog seien die typischen Fehlhaltungen dargestellt. Sie haben allesamt die Wirkung, daß sie weiterführende, problem- und personen-orientierte Gespräche blockieren und den notwendigen partnerschaftlichen Kommunikationsprozeß zwischen Ratsuchendem und Helfer erheblich behindern. Sie gelten als die Laster einer jeden Gesprächsführung.

Nehmen wir ein Beispiel:

Ein Jugendlicher kommt zum Pfarrer und teilt ihm mit, daß er sich der Aufgabe als Gruppenleiter nicht gewachsen fühlt.

Die folgenden fünf typischen Reaktionen versuchen, dem Jugendlichen auf verschiedenste Art und Weise eine Lösung anzubieten:

1. Befehlen, kommandieren, anordnen. Beispiel: „Hör auf zu jammern, diese Situation haben andere auch durchgemacht.“
2. Warnen, drohen. Beispiel: „Du kannst im Grunde nur als Gruppenleiter hier in der Jugendarbeit noch mitmachen.“
3. Moralisieren, predigen, mit „mußt“ und „sollst“ argumentieren. Beispiel: „Du sollst an die Kinder in Deiner Gruppe denken; was soll mit denen denn geschehen?“
4. Raten, Lösungen oder Vorschläge anbieten. Beispiel: „Am

besten Du bereitest mal jede Gruppenstunde schriftlich vor.“

5. Belehren, Vorträge halten, mit logischen Argumenten kommen. Beispiel: „Du bekommst soviel Anregungen für die Arbeit in der Gruppenleiterrunde, die Du für die kommende Gruppenstunde nur noch auszuwerten brauchst.“

Von diesen fünf Reaktionen wird in der Jugendarbeit „Raten, Lösungen oder Vorschläge anbieten“ eine der häufigsten und sicher in verschiedenen Situationen hilfreich und richtig sein. Kommt ein Jugendlicher jedoch mit einem Problem, können die genannten Reaktionen folgende Wirkung haben: Der Jugendliche hat das Gefühl, daß ihm kein Zutrauen entgegengebracht wird, eine eigene Lösung zu finden. Sie können Abhängigkeit schaffen. Sie verhindern, daß der Jugendliche eigene Ideen zur Lösung der Probleme entwickelt. Sie können ein Gefühl der Unterlegenheit bewirken („Ich weiß, was für Dich gut ist“).

Die folgenden 3 Kategorien teilen vor allem Beurteilung, Herabsetzung und Bewertung mit. Es wird dabei oft von der Annahme ausgegangen, daß Bewertung und Kritik Verhalten ändern können. Häufig bewirken jedoch diese Reaktionen genau das Gegenteil, nämlich Auflehnung gegen die Maßstäbe und Bewertung der Erwachsenen, die an den Jugendlichen herangetragen werden:

6. Verurteilen, kritisieren, widersprechen, beschuldigen. Beispiel: „Du gibst Dir sicher nicht genug Mühe bei der Vorbereitung der Gruppenstunde und sprichst zu wenig mit anderen darüber.“
7. Beschimpfen, Klischees verwenden, etikettieren. Beispiel: „Jeder Anfang ist schwer.“
8. Interpretieren, analysieren, diagnostizieren. Beispiel: „Du willst Dich dieser Anforderung entziehen.“

Besonders gern wird in beratenden Gesprächen interpretiert bzw. diagnostiziert. Diese Reaktionsweise wird vom Helfer meistens in einem wohlwollenden Sinne verwendet, kann aber folgende Wirkungen haben:

Ist die Interpretation zufällig richtig, fühlt sich der Jugendliche durchschaut und bloßgestellt. Die Situation kann für ihn

bedrohlich werden. Er empfindet den Gesprächspartner als überlegen, gescheiter und klüger. Ist die Interpretation falsch, fühlt sich der Jugendliche nicht verstanden. Die „Ich-weiß-warum“ und „Ich-durchschau-dich“ Botschaften schneiden die Kommunikation ab und führen dazu, daß der Jugendliche den anderen nicht weiter an seinem Problem teilhaben läßt.

Zwei andere typische Verhaltensweisen sind die Versuche, den Jugendlichen aufzumuntern, das Problem verschwinden zu lassen:

9. Loben, zustimmen, positive Bewertungen geben. Beispiel: „Du bist doch gescheit und tüchtig. Ich bin sicher, daß Du es schaffst.“
10. Beruhigen, mitfühlen, trösten, unterstützen. Beispiel: „Mir ist es am Anfang auch so ergangen. Wenn Du erst einmal richtig drin bist, ist es halb so schwer.“

Auch diese Reaktionsweisen werden recht häufig gut gemeint verwendet, haben jedoch die Wirkung, daß der Jugendliche sich nicht verstanden fühlt und den Eindruck hat, daß sein Problem nicht ernstgenommen wird.

Eine weitere Möglichkeit zu reagieren ist:

11. Fragen, sondieren, verhören, ins Kreuzverhör zu nehmen. Beispiel: „Wieviel Gruppenstunden hast Du bisher gemacht? Wie hast Du sie vorbereitet? Warum hast Du das nicht am Anfang gesagt?“

Dieses Verhalten kann u. a. bewirken, daß der Jugendliche das Gefühl hat, ihm soll etwas entlockt werden. Er fühlt sich bedroht, da er nicht genau den Hintergrund der Fragen kennt. Fragen steuern das Gespräch bereits in eine bestimmte Richtung und beschränken die Freiheit des Jugendlichen über die Dinge zu sprechen, über die er sprechen will.

Die letzte Reaktionsform wird angewendet, um das Thema zu wechseln, den Jugendlichen auf andere Gedanken zu bringen:

12. Zurückziehen, ablenken, sarkastisch sein, aufheitern, zerstreuen. Beispiel: „Im Augenblick ist nicht die Zeit, um darüber zu reden. Laß uns zunächst die Pfarrkirmes planen.“

Sie sagen dem Jugendlichen, daß sie kein Interesse haben. Er fühlt sich verletzt und zurückgewiesen. Sein Problem bleibt ungelöst.

Für den Helfer kommt es darauf an, daß er diese belastenden Verhaltensweisen erkennt und vermeidet. Um die Wirkungen von Botschaften einschätzen zu können, ist es wichtig, einige Gesetzmäßigkeiten menschlicher Kommunikation zu beschreiben.

1. Es ist unmöglich, nicht zu kommunizieren

Kommen zwei und mehrere Personen zusammen, erfolgt ein wechselseitiger Ablauf von Mitteilungen (Interaktion). Das Material dieser Kommunikation sind jedoch nicht nur Worte (verbal), sondern auch nonverbale Verhaltensweisen, wie Gesten, Tonfall, Gesprächspausen, langsames bzw. schnelles Reden, Körperhaltung und Ausdrucksbewegungen (Körpersprache).

Verhalten von Menschen hat kein Gegenteil, es gibt keine Situation, wo ich mich nicht verhalte. Also: Man kann sich nicht nicht verhalten, d. h. man kann auch nicht versuchen, nicht zu kommunizieren. Das Verhalten hat immer, auch wenn man nicht spricht, Mitteilungscharakter. Es beeinflusst den anderen, der wiederum auf diese Kommunikation nicht nicht reagieren kann.

Z. B. Gehe ich einer Person aus dem Weg, so teile ich ihr gleichzeitig mit: „Ich möchte nicht mit Dir sprechen, mit Dir in Kontakt treten.“ Häufig ist dann auch die Reaktion entsprechend, daß mich die Person nicht ansprechen wird. Es sei denn, mein Verhalten und damit auch meine Mitteilungen (Botschaften) ändern sich.

2. Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und Beziehungsaspekt

Jede Mitteilung, die man macht, transportiert einen Inhalt, bzw. eine Information, teilt aber gleichzeitig auch etwas über die Beziehung des Senders (der die Botschaft

sendet) zum Empfänger mit, d. h. wenn der Gruppenleiter, Jugendseelsorger oder Pastoralassistent etwas zu dem Jugendlichen sagt, so teilt er ihm gleichzeitig auch etwas über ihn und über sich mit. Er verrät, was er über seinen Gesprächspartner denkt. Der Beziehungsaspekt wird meistens über die Art und Weise wie etwas gesagt wird (Tonfall, Gesichtsausdruck etc.) übermittelt.

In einem Gespräch wird die Beziehung zueinander fast immer analog zu dem Gesprächsinhalt, also nicht eindeutig und klar ausgedrückt, was leicht zu Mißverständnissen und Unstimmigkeiten führen kann.

3. Jede Kommunikation ist eingebettet in eine Situation

Entscheidend beeinflusst wird eine Kommunikation durch den Kontext, in der sie stattfindet. Dazu gehören äußerliche Bedingungen, wie der Raum, ob er nüchtern und kalt ist oder viel Wärme und Gemütlichkeit ausstrahlt, als auch die Zeit, die man für das Gespräch hat. Weiterhin ist entscheidend die Ausgangssituation des Gespräches, z. B. kommt der Jugendliche zu mir in die Wohnung oder ergibt sich das Gespräch am Rande eines Festes.

Auswirkung haben auch die unterschiedlichen Situationen, aus denen die Gesprächspartner zum Zeitpunkt des Gesprächs kommen (z. B. der Kaplan hat gerade einen Krankenhausbesuch gemacht und der Jugendliche kommt aus der Schule, wo eine Klassenarbeit geschrieben wurde). Geprägt wird die Situation außerdem durch die eventuell vorhandene gemeinsame Geschichte (Erfahrungen) der Gesprächspartner, durch Status und soziale Rolle bzw. Gruppenzugehörigkeit, durch Alter und Geschlecht der Gesprächspartner.

Richtiges Zuhören und Verstehen von Problemen und folgliches sachgerechtes Reagieren erfordert die Kenntnis und Kontrolle der hier kurz aufgeführten Situationsvariablen von Kommunikation, die Reflexion der Wirkung des eigenen Verhaltens und der gesendeten Botschaften.



Möglichkeiten und Formen, Jugendlichen bei der Bewältigung ihrer Probleme zu helfen

Die Sprache der Annahme und einfühlerisches Verstehen machen dem anderen deutlich, daß er so angenommen und akzeptiert wird, wie er ist. Sie übermittelt ihm eine grundsätzliche Bejahung der gesamten Person, eine positive Wertschätzung, Achtung und Ehrfurcht gegenüber seiner Person. Annahme und Übermittlung von Annahme ist im Grunde ein Akt der Liebe. Menschen, die sich angenommen fühlen, fühlen sich geliebt. Dieses „Klima der Liebe“ ist fruchtbar und wirkungsvoll. Es ermöglicht Entwicklung und Wachstum, bewirkt Entfaltung und konstruktive Veränderung. Es führt zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit und trägt dazu bei, Probleme selbst lösen zu lernen. Annahme ist nicht wie ein Gefühlszustand etwas Passives, sondern muß aktiv insbesondere durch Haltung, Gestik und Mimik als auch durch die Anwendung von konstruktiven Beratungsmethoden mitgeteilt werden.

Soll ein Gespräch seine helfende Wirkung erlangen, so ist es ratsam, daß sich der Helfer an den folgenden methodischen *Leitsätzen* orientiert:

1. „*Ich nehme den anderen an, wie er ist*“

Das heißt: Ich kritisiere ihn nicht, begegne ihm nicht mit einem vorgefertigten Bild, messe ihn nicht an anderen, lehne ihn nicht ab, möchte ihn nicht verändern, versuche, ihn zu verstehen und mich in ihn einzufühlen.

2. „*Ich fange da an, wo der andere steht*“

Das heißt: Ich gebe ihm Zeit und Raum zur Entfaltung, höre ihm zu, versuche, den Bedeutungsgehalt seiner Worte zu verstehen, frage behutsam nach Orientierung und versuche zu entdecken, was er von mir erwartet. Ich versuche, ein verstehender Partner zu sein.

3. „*Ich mache dem anderen ein menschliches Angebot*“

Das heißt: Ich zeige ihm, daß ich ihn in seiner Situation und seinem Erleben verstehe und als Gesprächspartner ernst nehme. Ich fasse meine Gefühle in Worte und teile sie ihm mit. Das hat nur dann eine positive Wirkung, wenn diese mitfühlende Haltung bei mir auch tatsächlich vorhanden ist. Ich verzichte auf Bemitleiden und Bedauern. Vielmehr bringe ich zum Ausdruck, daß ich gerne bereit bin, mit ihm gemeinsam zu überlegen, wie er die Schwierigkeit, in der er sich befindet, lösen bzw. mildern könne. Dabei bringe ich mich mit meiner Person reflektiert ein. Ich unterbreite ihm keine Lösungsvorschläge, sondern mache allenfalls nach Klärung der Situation deutlich, daß sich diese oder jene Lösung aus dem gemeinsamen Gespräch herausgebildet habe. Ihm obliegt es dann, sie auf ihre Verwendbarkeit zu überprüfen und gegebenenfalls zu verwirklichen.

4. „*Ich beurteile ihn nicht nach meinen Wertmaßstäben*“

Das heißt: Ich versuche, ihn aus seiner Situation heraus zu verstehen und zu akzeptieren. Das heißt nicht, daß ich alle seine Verhaltensweisen akzeptiere.

5. „*Ich orientiere mich an dem, was der andere braucht*“

Das heißt: Ich versuche, herauszuhören, was der andere tatsächlich braucht. Das muß nicht immer das sein, was er vordergründig nennt. Häufig liegen dahinter tiefergehende

Bedürfnisse, auf die ich einzugehen habe. Dabei muß ich prüfen, inwieweit ich das kann und will. Ich bestimme nicht, was er zu brauchen hat.

6. „*Ich arbeite mit seinen Stärken und Fähigkeiten*“

Das heißt: Ich unterstütze alle diejenigen Bemühungen, die er unternimmt, um mit seiner Situation selbst fertig zu werden. Die Grenze besteht für mich darin, wo er ein Handeln beabsichtigt, das ich nicht mitverantworten kann.

7. „*Ich bin verschwiegen*“

Das heißt: Ich teile keinem anderen mit, was mir gesagt und anvertraut wurde, es sei denn, ich werde von ihm hierzu ausdrücklich ermächtigt.

Neben diesen Leitsätzen gelten für jedes beratende Gespräch folgende Gesichtspunkte:

- Beratung geschieht freiwillig. Sie kann nicht aufgezwungen werden.
- Beratung setzt ein Hilfeersuchen voraus, das sowohl direkt wie indirekt geäußert werden kann.
- Beratung in dem beschriebenen Sinne macht die aktive Mitbeteiligung des Ratsuchenden erforderlich.
- Beratung hat einen Anfang und ein Ende.
- Helfer und Ratsuchender vereinbaren in ihrem Beratungsprozeß die Art und Weise, wie sie miteinander umgehen wollen, definieren Situation und ihre Rolle.
- Beratung muß in einer Situation stattfinden, die frei ist von äußeren Störungen.

Eine wirksame Hilfe, jungen Menschen bei der Lösung ihrer Probleme zu helfen, besteht in der Kunst des Zuhörens. Im nachfolgenden seien nun einige methodische Hinweise über die Bedeutung des Zuhörens gegeben. Sie orientieren sich in starkem Maße an den konzeptionellen Vorstellungen von *Thomas Gordon*, wie er sie in seinen Büchern: „Familienkonferenz“ und „Lehrer-Schüler-Konferenz“ vertritt. Diese Methodik läßt sich in Alltagssituationen kirchlicher Jugendarbeit sehr gut anwenden.

Das Zuhören

Zuhören übermittelt dem anderen die Botschaft: „Ich bin für Dich da, ich nehme Dich und Deine Probleme ernst.“ Zuhören bewegt einen bedrängten Menschen dazu, über das zu sprechen, was ihn belastet, es hat eine erleichternde und lösende Wirkung, es überläßt dem Menschen die Initiative, der das Problem hat, fördert das Erkennen von tieferliegenden und grundlegenden Gefühlen, es zeigt die Bereitschaft an, zu helfen und teilt dem anderen Menschen mit, daß er angenommen wird, so wie er ist.

• *Passives Zuhören*

Schweigen – „passives Zuhören“ – ist eine nichtverbale Botschaft, die das Gefühl der Annahme übermittelt, zum Sprechen ermutigt, den anderen auffordert, den Gesprächspartner mehr an seinem Leben teilnehmen zu lassen. Die Wirkung des passiven Zuhörens ist eng verknüpft mit der entsprechenden Körpersprache, die Aufmerksamkeit und Achtung signalisieren sollte.

• *Bestätigende Reaktionen*

Passives Zuhören kann den Gesprächspartner zum Reden bringen und Kommunikationssperren abbauen, bringt jedoch nicht immer die absolute Sicherheit, daß der andere wirklich aufmerksam zuhört. Hilfreich kann es daher sein, besonders in Gesprächspausen Winke zu geben (verbaler oder nichtverbaler Art), die dem anderen zeigen, daß man sich voll auf ihn und seine Probleme konzentriert. Diese Winke bzw. „bestätigenden Reaktionen“ können ein Nicken, sich vorbeugen, ein Lächeln, Stirnrunzeln oder irgendeine andere Körperbewegung sein. Verbale Winke, die Aufmerksamkeit und Interesse verdeutlichen sind z. B. „oh“ oder „aha“.

• *Türöffner*

Gelegentlich ist es notwendig, zusätzliche Ermutigung zu mehr Sprechen zu geben oder auch aufzufordern, anzufangen. Solche Botschaften, sogenannte „Türöffner“, sind Aufforderungen, mehr zu sagen. Sie teilen keine Bewertungen, Meinungen, persönlichen Gedanken, Urteile oder Gefühle

mit, sondern fordern den Gesprächspartner auf, ihn an den eigenen Gedanken, Urteilen oder Empfindungen teilnehmen zu lassen. Einfache Türöffner sind z. B.

– „Aha“

– „Oh“

Andere Türöffner übermitteln die Aufforderung, zu sprechen oder mehr zu sagen, ein bißchen deutlicher:

– „Erzähl mir darüber.“

– „Ich möchte etwas darüber hören.“

– „Möchtest du darüber sprechen?“

– „Erzähl mir die ganze Geschichte.“

– „Schieß los, ich höre.“

– „Klingt als ob du etwas darüber zu sagen hättest.“

– „Das scheint etwas zu sein, das dir sehr wichtig ist.“

Diese Türöffner sagen den anderen Personen sinngemäß (d. h. auf der Beziehungsebene) folgendes:

– „Du hast das Recht auszudrücken, wie du empfindest.“

– „Ich achte dich als Person mit Gedanken und Empfindungen.“

– „Ich möchte von dir etwas lernen.“

– „Ich möchte wirklich deinen Standpunkt hören.“

– „Deine Gedanken sind es wert, angehört zu werden.“

– „Du interessierst mich.“

– „Ich möchte in Beziehung zu dir treten, dich besser kennenlernen.“

Die Wirkungen des „passiven Zuhörens“, der „bestätigenden Reaktionen“ und der „Türöffner“ sind allerdings begrenzt. Sie sind günstig für die Anfangssituation und stellenweise im Ablauf des Gesprächs, wenn der Jugendliche z. B. recht ausführlich eine Situation schildert.

Die oben genannten Reaktionsformen schaffen wenig Wechselwirkung, der Sprechende hat die ganze Arbeit zu leisten. Der Sprechende spürt zwar, daß der andere auf ihn eingestimmt bzw. auf ihn konzentriert ist, weiß aber nicht, ob der andere ihn versteht und seine Botschaften annimmt. Eine fehlende Wechselwirkung im Gespräch führt häufig auch nicht dazu, daß die eigentlichen Ursachen des Problems herausgefunden werden.

Es soll deshalb noch die wichtigste und effektivste Art des Zuhörens dargestellt werden: Das „aktive Zuhören“.

Das „aktive Zuhören“

Jugendliche nennen ständig irgendwelche Interessen, Wünsche, Probleme und Schwierigkeiten. Meistens werden diese jedoch nicht offen genannt, weil

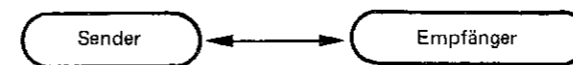
– ihnen ihre Erwartungen, Wünsche und Bedürfnisse selbst noch nicht klar sind;

– die Bedürfnisse und Probleme sehr vielschichtig und komplex sind und deshalb nicht einfach ausgedrückt werden können;

– Bedürfnisse, Wünsche, Probleme im emotionalen Bereich verhaftet sind und Ängste bestehen, sie zu benennen;

– sie es nicht gelernt bzw. erfahren haben, offen ihre Empfindungen, Bedürfnisse und Probleme mitzuteilen.

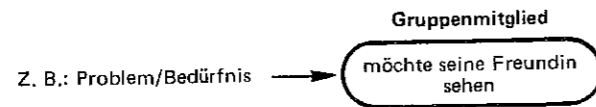
Eine Möglichkeit, die „verborgenen“ oder „verschlüsselten“ Erwartungen, Wünsche und Probleme zu entdecken ist das „Aktive Zuhören“, d. h. man geht von der Vorstellung einer wechselseitigen Kommunikation zwischen Sender und Empfänger aus:



Es ist nicht nur der Sender, sondern auch der Empfänger aktiv. Wie das konkret aussieht, soll im folgenden an einem Beispiel dargestellt werden:

Ein Gruppenmitglied (GM) beschließt, in eine Kommunikation einzutreten, weil es ein Bedürfnis, ein bestimmtes Interesse oder ein Problem hat. Es möchte sein Unbehagen, seine Empfindungen im Hinblick auf eine bestimmte Sache ausdrücken (z. B. GM befindet sich in einer Gruppenstunde, die ihm zu lange dauert, weil er seine Freundin sehen möchte).

Man kann allgemein sagen, daß der Organismus sich in diesem Moment in einer Art gestörtem Gleichgewicht befindet und die Person versucht, den Zustand des Gleichgewichts wiederherzustellen, indem sie zu sprechen beginnt.



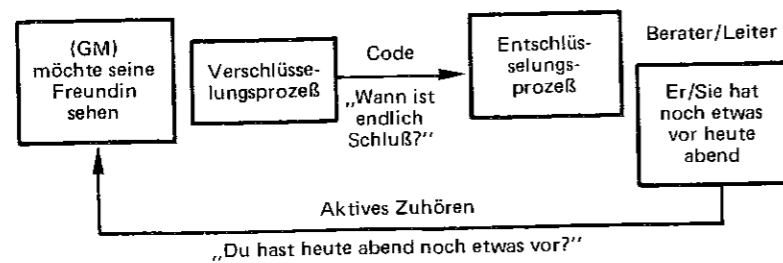
Um diesem Bedürfnis gerecht zu werden, sendet das Gruppenmitglied eine *Botschaft* aus, von der es hofft, daß sie ihm die entsprechende positive Antwort für sein Bedürfnis bringt. Es sucht sich also ein *Signal* aus, von dem es glaubt, daß es dem anderen sein Bedürfnis übermitteln kann – es wird verschlüsselt.



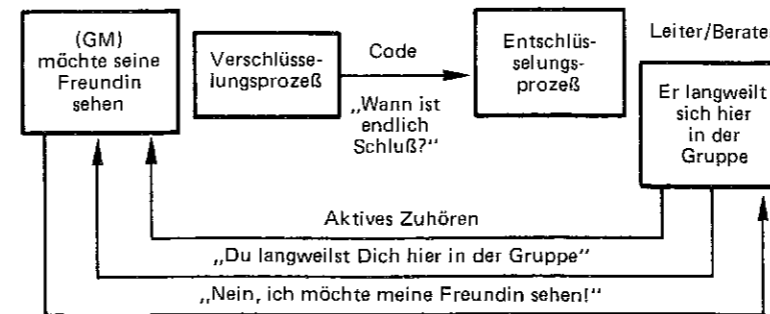
Das Gruppenmitglied wählt in unserem Beispiel den Code „Wann machen wir endlich Schluß?“



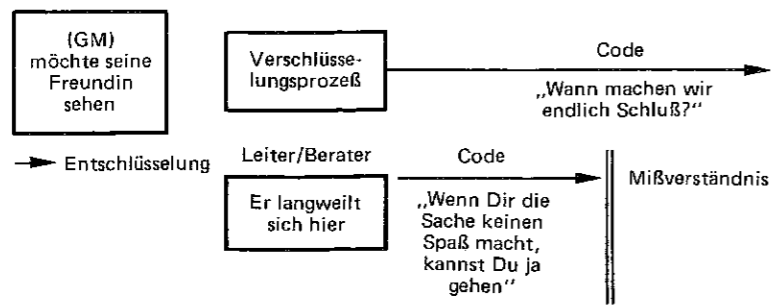
Der Gruppenleiter/Berater empfängt eine verschlüsselte Botschaft; er muß einen Entschlüsselungsprozeß vornehmen, um die Bedeutung und den Sinn dieser Botschaft zu verstehen. Das Entschlüsseln geht folgendermaßen: Der Empfänger versucht mitzuteilen, was seiner Meinung nach der andere (der Sender) empfindet. Er soll dabei nicht interpretieren, analysieren, bewerten, Fragen stellen o. ä. . . . Die Rückmeldung über das, was der Empfänger entschlüsselt hat, nennt man „aktives Zuhören“.



Wenn der Berater oder Gruppenleiter die Botschaft richtig entschlüsselt, wird er den Betroffenen verstehen. Die Entschlüsselung auf seiten des Empfängers kann nicht wie in unserem Beispiel immer richtig sein. Das ist nicht schlimm, solange der Empfänger seine Entschlüsselung (das, was seiner Meinung nach der andere empfindet) zurücksendet und somit korrigiert bzw. bestätigt werden kann. Zum Beispiel der Gruppenleiter/Berater entschlüsselt die Botschaft „Wann ist endlich Schluß“ dahingehend, daß er meint, daß das Gruppenmitglied sich langweilt:



Die Kommunikation bricht nicht ab, sie kann weitergeführt werden, bis ein richtiges gegenseitiges Verständnis erreicht ist. Die Kommunikation führt dann in eine Sackgasse, wenn der Empfänger die Entschlüsselung für sich behält und auf dem Hintergrund seiner Meinung/Vermutung auf die Empfindungen des anderen reagiert. Zum Beispiel der Leiter entschlüsselt in unserem Beispiel: „Er langweilt sich hier“, teilt diese Entschlüsselung aber nicht mit, sondern antwortet: „Wenn Dir die Sache keinen Spaß macht, kannst Du ja gehen.“ Das bei dem Sender liegende echte Bedürfnis/Problem/Interesse wird in diesem Fall nicht deutlich.



Das Problem liegt nur darin, daß der Empfänger, in unserem Fall der Leiter, die Botschaft des Senders mißversteht. Jedoch keiner von beiden (Sender-Empfänger) weiß, daß das Mißverständnis besteht, da sie sich ihre Gedanken bzw. Empfindungen, die hinter ihren Botschaften liegen, nicht mitteilen.

Es ist also wichtig, um Mißverständnisse zu vermeiden, die verborgenen Wünsche, Erwartungen, Bedürfnisse, Probleme herauszufinden und dabei das eigene Verstehen zu überprüfen.

Aktives Zuhören ist keine reine Technik oder Methode, sondern ist verbunden mit der Haltung der Echtheit bzw. der Ehrlichkeit des Bemühens, den anderen zu verstehen. Aktives Zuhören setzt die Annahme, das Akzeptieren der anderen Person voraus und ist begleitet von einem Gefühl des Zutrauens in die Gruppe bzw. die einzelnen Gruppenmitglieder.

Der Helfer sollte, wenn er aktives Zuhören praktiziert, auch auf seine eigenen Empfindungen achten, d. h. er muß Zeit zum Zuhören haben und im Moment gewillt sein, dem Jugendlichen bzw. dem Gruppenmitglied bei seinem Problem behilflich zu sein. Ist dieses nicht der Fall, sollte er in dem Moment darauf verzichten, das „aktive Zuhören“ zu praktizieren.

Nicht immer bringt das „aktive Zuhören“ klare Ergebnisse und Lösungen, insbesondere, wenn das Problem sehr vielschichtig und stark im emotionalen Bereich verhaftet ist. Es setzt jedoch in diesem Fall einen Prozeß in Gang, der zunächst eine emotionale Entspannung ermöglicht und weitergeführt werden kann.

Nicht alle Probleme, unter denen junge Menschen in unserer Gesellschaft leiden, können durch die Methodik des helfen-

den Gesprächs, das in seiner Konzeption sehr individualistisch ausgerichtet ist, gelöst werden. Hierzu bedarf es in vielen Fällen spezifischer, pastoraler, sozialpädagogischer und psychotherapeutischer Interventionen. Mehr aber noch sind umfassende gesellschaftspolitische Reformen und Strukturveränderungen erforderlich. Wohl aber kann durch helfende Gespräche vielen jungen Menschen geholfen werden, ihren eigenen Weg zu finden.

Die kirchliche Jugendarbeit verfügt hierzu über ideale Möglichkeiten.

Diesem Beitrag lag folgende Literatur zugrunde:

- Gordon, Thomas*: Familienkonferenz. Hamburg ⁵ 1974
Gordon, Thomas: Lehrer-Schüler-Konferenz. Hamburg 1977
Harsch, Helmut: Theorie und Praxis des beratenden Gesprächs. München ² 1974
Kröger, Matthias: Themenzentrierte Seelsorge. Stuttgart 1973
Mucchielli, Roger: Das nichtdirektive Beratungsgespräch. Salzburg 1972
Rogers, Carl: Die nichtdirektive Beratung. München 1972
Switzer, K.-David: Krisenberatung in der Seelsorge. München 1975
Synodenbeschuß: Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit. Bonn 1975
Watzlawik, Paul u. a.: Menschliche Kommunikation. Bern ⁴ 1974
Weber, Wilfried: Wege zum helfenden Gespräch. München ³ 1975
Tausch, Anne-Marie/Tausch, Reinhard: Gesprächspsychotherapie. Göttingen ⁷ 1979

rat-schlag

1. ruf mich an
wenn du probleme hast
— aber nÄsel bitte nicht in den hÖrer
sprich mich an
wenn du fragen hast
— ich gebe dir antworten
nach denen man sich richten kann
bitte mich um hilfe
— aber vorher wechsele die kleidung
so kann man sich mit dir doch nicht seben lassen

2. ich hÖre
auf die antworten in deinen fragen
gestatte du mir die frage
die noch keine antwort kennt

3. gestern
als ich zu dir kam
war ich ein anderer
als heute
der ich bei dir bin
warum also
wiederholst du dich
mit anderen worten

4. erschlage mich
nicht mit deinen worten
deinen rat-schlag
brauche ich nicht
wohl deine ohren
und deinen stummen mund
vielleicht auch
ab und zu
deine hand

Wer gibt Lebensberatung und Lebenshilfe?

Bardo Pfannkuchen-Schaffner

Im Zusammenleben von Menschen gibt es eine Fülle von Situationen, in denen sich die Menschen einander Lebenshilfe geben. Dies geschieht mit einer solchen Selbstverständlichkeit, oft auch Wirksamkeit, daß ein weiteres Problematisieren der Frage: Wer gibt Lebenshilfe und Lebensberatung? leicht akademisch erscheinen könnte.

Es soll deshalb im folgenden auch nicht darum gehen, die Kompetenz, Lebenshilfe geben zu können, nur bestimmten Personengruppen zuzuweisen, etwa nur professionellen Beratern, vielmehr wird, ausgehend von der Annahme, daß jeder Mensch mehr oder weniger über helfende und beratende Fähigkeiten verfügt, im folgenden versucht, einige wichtige Elemente des pädagogischen Handlungsverständnisses einer bestimmten Gruppe von Verantwortlichen in der Jugendarbeit, den erwachsenen Mitarbeitern, zu beschreiben. Dabei geht dieses pädagogische Handlungsverständnis sehr stark in eine helfende und beratende Richtung.

Der erwachsene Mitarbeiter soll sich nicht nur als Ratgeber in persönlichen Lebensfragen verstehen, sondern auch das „Leben“ einer Gruppe begleiten und unterstützen, d. h. das, was die Gruppenmitglieder gemeinsam oder auch gegeneinander tun.

Beratung durch erwachsene Mitarbeiter in der kirchlichen Jugendarbeit

Zum pädagogischen Handlungsverständnis erwachsener Mitarbeiter in der kirchlichen Jugendarbeit

1. Ausgangspunkte

Erwachsene Mitarbeiter in der Kirchlichen Jugendarbeit — wenn im folgenden von diesen Verantwortlichen die Rede ist, wird von drei Voraussetzungen ausgegangen:

- Die praktische Notwendigkeit des Engagements Erwachsener in der kirchlichen Jugendarbeit ist unbestritten, sogar sehr notwendig (zu junge, unausgebildete Gruppenleiter, hohe Fluktuation unter den Verantwortlichen, Konflikte zwischen Erwachsenen und der Jugendgemeinde usw.).
- Nach den Zielvorstellungen kirchlicher Jugendarbeit (insbesondere im Synodenbeschluß: *Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit*) macht dieser (der erwachsene Mitarbeiter) zuerst und zuletzt ein „personales Angebot“. Kindern und Jugendlichen soll „die Botschaft Jesu (. . .) in glaubwürdigen Menschen“ begegnen. Das Mitwirken Erwachsener soll dabei vor allem „Angebot zur Kommunikation“ sein.
- Die Rolle des erwachsenen Mitarbeiters gibt es nicht. Zu vielfältig sind die Erwartungen und auch die Einsatzmöglichkeiten von Erwachsenen in der Jugendarbeit. Weitgehend unklar ist auch das pädagogische Handlungsverständnis von erwachsenen Mitarbeitern als Verbindung zwischen einer geforderten Haltung (personales Angebot – Angebot zur Kommunikation) und die Anforderungen der Praxis täglicher Jugendarbeit. Der folgende Beitrag will versuchen, einige Ansatzpunkte eines solchen pädagogischen Handlungsverständnisses zu markieren.

2. Rolle und Aufgaben des erwachsenen Mitarbeiters in der kirchlichen Jugendarbeit

Ein erwachsener Mitarbeiter kann jemand sein, der früher einmal in der Jugendarbeit aktiv war, dann durch Studium, Beruf, Eheschließung o. ä. aus der praktischen Arbeit ausschied, aber nach einer bestimmten Zeit der Etablierung wieder Interesse hat an Jugendarbeit.

Ein erwachsener Mitarbeiter kann sich in unterschiedlichen Bereichen engagieren, z. B. in der verbandlichen Jugendarbeit, der nichtverbandlichen Arbeit oder auch in der offenen Jugendarbeit (Pfarrheim, TOT oder OT). Die Rolle, die diese Erwachsenen einnehmen, kann sehr unterschiedlich aussehen. Sie ergibt sich aus verschiedenen, allerdings nicht klar voneinander zu trennenden Funktionen, die Jugendarbeit lebendig erhalten:

Animation:

Animation (lat. *animare* = einhauchen, beleben) unterstützt die Einstellungen, Verhaltensweisen, Aktivitäten und Beziehungen der Gruppenmitglieder, die ihre aktive und kreative Teilnahme am Gruppenleben fördern. Animation bedeutet Anregung, Unterstützung und Förderung vor allem auf das Programm einer Gruppe hin (*E. Limbos*).

Beispiel: Ein erwachsener Mitarbeiter regt eine Gruppe an, ein bestimmtes Projekt durchzuführen, ein Fest zu feiern oder eine Fahrt zu machen.

Information, Bildung

Eine wesentliche Aufgabe kirchlicher Jugendarbeit ist ihr Informations- und Bildungsauftrag. Dieser Auftrag geht über die bloße Vermittlung von Wissen (Information) hinaus. Bildung bedeutet gemeinsame und partnerschaftliche Veränderungen der Situation (im weiteren Sinne) durch Aktion und Reflexion (*P. Freire*).

Beispiel: Eine Gruppe informiert und bildet sich mit Unterstützung eines erwachsenen Mitarbeiters über kommunalpolitische Fragen.

Organisation

Damit eine Gruppe ihr gesetztes Ziel erreichen kann, bedarf es einer zielstrebigem, planvollen und geordneten Zusammenarbeit der einzelnen Gruppenmitglieder. In dem Herstellen der Ordnung dieser Zusammenarbeit und im Bereitstellen bzw. Beschaffen der notwendigen Mittel (griech. *organon* = Werkzeug) besteht die Aufgabe des Organisators.

Beispiel: Bei der Durchführung eines Projektes ist es notwendig, einen Zeitplan zu erstellen, Arbeit zu verteilen usw.

Interessenvertretung

Kirchliche Jugendarbeit möchte Jugendlichen die Möglichkeit geben, auf die Gestaltung des Zusammenlebens in Gesellschaft und Kirche Einfluß zu nehmen. Dazu setzt wirksame Interessenvertretung zwei Dinge voraus:

- Ein irgendwie bewußtes, nach Möglichkeit formuliertes Interesse;
- Entscheidungsstrukturen, die Mitentscheidung oder wenigstens Einflußnahme ermöglichen.

Ziel einer Interessenvertretung ist die Mitbestimmung bzw. Mitwirkung an Entscheidungen. Meist werden Interessen per Mandat (über die Wahl eines Delegierten, der die Interessen einer Gruppe von Menschen vertritt) vertreten.

Beispiel: Mitarbeit in BDKJ-Gremien, Stadtjugendring, Pfarrgemeinderat oder Sachausschuß Jugend.

Leitung

Leitung will eine Gruppe irgendwo hinbringen; durch sie soll die Gruppe irgend etwas tun bzw. lassen. Leitung wahrnehmen heißt vorschlagen, was eine Gruppe, bzw. wie sie etwas machen soll, wie ihr gemeinsames Programm aussehen soll. Leitung wahrnehmen heißt auch, Einfluß auf die Ziele einer Gruppe zu nehmen und ihr Wege zur Erreichung dieser Ziele aufzuzeigen. Will Leitung wirksam werden, ist sie an die Zustimmung der Gruppe gebunden, die Gruppe muß den Vorschlag akzeptieren und ihn ausführen wollen.

Beispiel: Eine Gruppe kann sich nicht entscheiden, welches von zwei vorgeschlagenen Projekten sie durchführen will. Der Gruppenleiter entscheidet für die Gruppe, welcher Vorschlag akzeptiert wird, die Gruppe führt seine Entscheidungen aus.

Beratung

Beratung nimmt im Gegensatz zur Leitung *nicht* Einfluß auf gruppeneigene Ziele und ihre Umsetzungsmöglichkeit, sie hat vielmehr das Ziel, eine Gruppe zu befähigen, sich selbst Ziele zu setzen bzw. eigene Umsetzungsmöglichkeiten zu finden. Auf den einzelnen Ratsuchenden bezogen heißt dies, ihm werden keine fertigen Lösungen vorgelegt, ihm werden auch keine direkten Verhaltensanweisungen gegeben, vielmehr wird versucht, die Fähigkeit des Ratsuchenden zu stärken, sein Problem selbst zu lösen (Hilfe zur Selbsthilfe). Dies setzt natürlich voraus, daß zwischen Berater und Ratsuchendem eine grundlegende Übereinstimmung im Hinblick auf gemeinsame Wertvorstellungen besteht.

Beispiel: Eine Gruppe, in der bisher nur männliche jugendliche Mitglieder waren, kann sich nicht entscheiden, ob sie nun auch Mädchen aufnehmen will. Ein erwachsener Mitarbeiter berät die Gruppe, indem er gemeinsam mit ihr das Für und Wider des Vorschlags bespricht, ihr Möglichkeiten einer sach-

gerechten Entscheidung aufzeigt und sie so bewegt, eine *eigene* Entscheidung zu treffen.

Diese unterschiedlichen Funktionen müssen nicht und werden in der Regel auch nicht von einer einzelnen Person wahrgenommen: neben einem Gruppenleiter kann es einen Interessenvertreter im Sachausschuß Jugend des Pfarrgemeinderates geben sowie einen Fachmann, der über bestimmte Informationen verfügt. Der „around-man“, der versucht, alles zu machen, ist nicht nur total überlastet, er wird auch in massive Rollenkonflikte (z. B. zwischen Leiter und Berater) kommen. Welche der oben genannten Funktionen sollte nun ein erwachsener Mitarbeiter in der Jugendarbeit übernehmen? Dazu gibt der bereits zitierte Synodenbeschluß „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ eine erste, wesentliche Orientierung. Dort hieß es: „Die Lebenserfahrung des Erwachsenen soll die Erfahrung des jungen Menschen deuten, seine Probleme lösen helfen, aber sie kann nicht von vornherein die einzig gültige Deutung, die einzig richtige Lösung selbst sein. Ihre Rolle kann nicht die des engherzigen und ängstlichen Wächters sein.“

Dieser geforderten Grundhaltung läßt sich am ehesten die beschriebene Funktion der Beratung zuordnen. Ohne daß sie dieser Haltung ausdrücklich widersprechen, sind doch Leitung und Interessenvertretung eher direkte Einflußnahme und weniger „Angebot zur Kommunikation“. Sie sollten denn auch mehr von betroffenen Jugendlichen selbst wahrgenommen werden. Die Jugendverbände haben diese Erkenntnis in Programme und Ausbildungsaktivitäten umgesetzt (z. B. die Aktionen: Jugend in den Pfarrgemeinderat, Gruppenleiterschulungen).

3. Der erwachsene Mitarbeiter als „Berater“

Der erwachsene Mitarbeiter als Berater — diese Zuordnung wirft sofort einige Frage auf:

- Muß ich als Berater nicht mit meinen eigenen Ziel- und Wertvorstellungen zurückhalten?
- Muß ich als Berater nicht zwischen allen Strukturen „frei schweben“, um unabhängig Rat geben zu können?

– Die Jugendlichen wollen oft keinen Berater, sie wollen klare Anweisungen.

Diese Anfragen machen deutlich, daß ein erwachsener Mitarbeiter nur selten ausschließlich Berater sein kann. Er wird in der Regel einen Beratungsansatz, wie er im folgenden idealtypisch dargestellt wird, nicht lange durchhalten können. Dafür wird er zu oft in seiner Funktion als Animator, Organisator oder Informationsvermittler angefragt;

Entscheidend ist, daß der ehrenamtliche Mitarbeiter seine Funktion (sei es als Berater, Animator usw.) auf Grund einer adäquaten Situationseinschätzung und der an ihn herangetragenen Erwartung wahrnimmt und nicht auf Grund einer einmal so für sich festgelegten Rolle („Ich bin nur Berater!“). Dies darf jedoch nicht zu einer Vermischung unterschiedlicher Funktionen führen, sondern bedarf einer klaren Definition der eigenen Rolle.

Bevor für eine solche Definition einige Kriterien genannt werden, soll anhand eines Beispiels eine mögliche Ausgangssituation für eine Beratung durch einen erwachsenen Mitarbeiter beschrieben werden:

Eine Gruppenleiterrunde der KJG in der Pfarrgemeinde A trifft sich seit einem dreiviertel Jahr regelmäßig alle vier Wochen. In der Runde werden viele organisatorische Dinge (gemeinsame Veranstaltungen, finanzielle Probleme usw.) besprochen, aber auch pädagogische Fragen aus den einzelnen Gruppen sowie interne Probleme der Leiterrunde. In den letzten Treffen wurde in dem Gespräch immer wieder mehr indirekt als offen Kritik an zwei Pärchen geübt, die sich in der Runde gebildet haben und ihre Zuneigung zueinander auch offen zeigen. Die versteckte Kritik provoziert natürlich Gegenattacken der Betroffenen, so daß die Atmosphäre in der Runde immer schlechter und eine sachliche Zusammenarbeit sehr stark behindert wird. In dieser Situation entschließt sich die Gruppe, einen Erwachsenen, der gelegentlich in der KJG mitarbeitet, um Rat zu fragen.

Was heißt nun, in einer solchen oder ähnlichen Situation „Beratung“ anzubieten. Im folgenden wird versucht, einige Definitionskriterien der Funktion „Beratung“ zu markieren:



Beratung versucht durch Strukturierung einer Situation oder durch adäquate Intervention (Fragen, Impulse, Übungen usw.), den Kommunikationsprozeß einer Gruppe so zu beeinflussen, daß dadurch eine Gruppe ihre Ziele optimal verwirklichen kann.

Der Berater interveniert nicht unmittelbar auf die Ziele der Gruppe hin (wie der Leiter), sondern mittelbar, indem er die Kommunikationsfähigkeit der Gruppe verbessert.

Das Ziel der Beratung ist nicht gleich das Ziel der Gruppe. Ziel der Beratung ist es, den kommunikativen Zustand der Gruppe so zu verbessern, daß die Gruppe ihre Ziele verwirklichen kann.

Auf das oben genannte Beispiel bezogen bedeutet dies: Ziel des erwachsenen Mitarbeiters ist es nicht, der Gruppe zu sagen, wer sich in der Gruppe falsch oder richtig verhält, sondern sein Ziel ist es, der Gruppe zu helfen, daß sie für *sich* eine akzeptable Lösung findet. Natürlich wird der erwachsene Mitarbeiter dabei auch Informationen geben, er wird jedoch nicht *für* die Gruppe Entscheidungen treffen.

Gegenstand eines Beratungsprozesses ist der kommunikative Zustand der Gruppe: die Art und Weise, wie die Gruppenmitglieder miteinander umgehen.

Auf das oben genannte Beispiel bezogen bedeutet dies: Der erwachsene Mitarbeiter sieht den Ansatzpunkt für seine Hilfestellungen vor allem in der Art und Weise, wie die Gruppenmitglieder versuchen, mit ihren Problemen fertig zu werden (Fragen: Läßt man sich ausreden? Hört man einander zu? Signalisieren die Beiträge andere, nicht offengelegte Probleme? usw.). Anlaß eines Beratungsprozesses ist immer ein Defizitzustand, ein Problem, die Schwierigkeit einer Gruppe, sachgerecht zusammenzuarbeiten und ihre Ziele zu verwirklichen. Eine Störung in der Balance von *Ich* (meine eigene Person), *Wir* (die Gruppe), *Thema* (das, was die Gruppe tun will, die „Arbeit“) und *Umwelt* macht Beratung notwendig.

Auf das oben genannte Beispiel bezogen bedeutet dies: Der Anlaß des Beratungsprozesses ist hier zunächst die Unfähigkeit der Gruppe, mit dem Verhalten von zwei Pärchen fertig zu werden. Dabei stehen offensichtlich zwei unterschiedliche Vorstellungen davon gegeneinander, was in einer Leiterrunde an persönlichen Beziehungen möglich ist oder nicht. Im Lauf des Beratungsprozesses könnte sich z. B. herausstellen, daß noch andere tieferliegende Konflikte hinter den aktuellen Schwierigkeiten der Gruppe stehen. Solche Konflikte könnten z. B. sein: starke Beziehungswünsche einzelner Gruppenmitglieder untereinander, die durch das Verhalten der Pärchen aktualisiert werden.

Eine Gruppe soll demnach durch Interventionen des Beraters von einem Ist-Zustand in einen Soll-Zustand gebracht werden. Beratung bewirkt demnach einen Prozeß, der die Gruppe verändert.

Die Voraussetzung jeder Beratung ist die Freiwilligkeit der Gruppe und die des Beraters.

Bevor Beratung einsetzt, schließen Gruppe und Berater einen „Kontrakt“ für ihre Zusammenarbeit. Dabei muß herausgefunden werden, welche Ziele die Gruppe hat, welche Aufgaben für den Berater entstehen, beides – Erwartungen der Gruppe und das Angebot des Beraters – werden in dem Kontrakt festgehalten. Da Beratung in der Regel zeitlich begrenzt ist, geht auch aus dem Kontrakt die Dauer der Beratungsbeziehung hervor.



Auf das oben genannte Beispiel bezogen bedeutet dies: Bevor erwachsene Mitarbeiter und Gruppenleiterrunde miteinander arbeiten, ist eine Absprache notwendig, die die Modalitäten dieser Zusammenarbeit regelt. Z. B. erwachsener Mitarbeiter und Gruppenleiter vereinbaren, sich ein halbes Jahr lang alle

vier Wochen zu treffen. Diese gemeinsamen Treffen werden folgendermaßen strukturiert:

- Klärung von Organisations- und Informationsfragen;
- Gespräch über pädagogische Fragen aus den einzelnen Gruppen;
- Besprechung der internen Konflikte in der Leiterrunde unter Anleitung und Beratung des erwachsenen Mitarbeiters;
- der informelle Teil der Treffen.

Der Berater ist bestrebt, nur solche Gruppen zu beraten, deren Zielsetzungen nicht seinen Wertvorstellungen widersprechen; sonst besteht im Hinblick auf die Gruppe die Gefahr, daß der Berater sie manipuliert und überfordert, und im Hinblick auf den Berater besteht die Gefahr, daß er sich nicht an seinen Worten orientiert und sich unecht verhält.

Das Verhältnis von Berater und Teilnehmer ist durch eine relative Distanz gekennzeichnet (im Unterschied zum Leiter). Diese Distanz bezieht sich auf den Inhalt des Gruppenprozesses und die Betroffenheit durch den Gruppenprozeß.

Der Berater ist nicht für das Ziel der Gruppe verantwortlich – im Gegensatz zum Leiter, dieser übernimmt Verantwortung für die Zielsetzungen der Gruppe. Ein Grundproblem jeder Beratung ist die Frage, inwieweit der Berater von institutionellem Druck befreit ist und so unabhängig, d. h. eigenverantwortlich und verantwortlich, die Gruppe beraten kann.

4. Grenzen der Beratung für den erwachsenen Mitarbeiter

Diese ideal-typische Darstellung des Beratungsansatzes diene als Orientierung. Es liegt auf der Hand, daß ein meist ehrenamtlicher erwachsener Mitarbeiter, dem sein Engagement in der Jugendarbeit nicht zuletzt auch Spaß machen soll, nicht einen professionellen Einzel- oder Gruppenberater ersetzen kann und soll. Neben der meist nicht vorhandenen Ausbildung werden die Grenzen des Beratungsansatzes für einen erwachsenen Mitarbeiter auch deutlich, wenn man einmal die oben genannten Bedingungen von Beratung auf die Situation eines erwachsenen Mitarbeiters in der Gemeinde überträgt:

- Die Bedingungen der Freiwilligkeit des Beraters und der Ratsuchenden und die Unabhängigkeit beider im Beratungs-

prozeß ist nur selten und in kleinen, engbegrenzten Bereichen gegeben.

Häufig stehen beide unter einem massiven institutionellen Druck und unterliegen einer Kontrolle.

- Das eigene (notwendige) Interesse des erwachsenen Mitarbeiters an den Zielen einer Gruppe macht es ihm oft nur schwer möglich, diesen gegenüber offen zu bleiben. Er möchte seine Position deutlich machen und sie auch bei der Setzung von Zielen mit einbringen.
- Die Erwartungen der Gruppenmitglieder gehen häufig dahin, nicht nur im oben beschriebenen Sinne beraten zu werden, sie erwarten vielmehr in inhaltlicher wie in methodischer Hinsicht konkrete Hilfen und Hinweise.

5. Schlußbemerkung

In diesem Beitrag wurde versucht, deutlich zu machen, daß die Beratungshaltung und die entsprechende pädagogische Handlungsform der Beratung den Zielen des *Synodenbeschlusses* am ehesten entspricht. Es wurde eine mögliche Form der Begleitung und Unterstützung des „Lebens“ einer Gruppe vorgestellt: Der Ansatz der Kommunikationsberatung. Möglichkeiten und Grenzen dieses Beratungsansatzes konnten hier nur andeutungsweise und auch nur idealtypisch dargestellt werden.

Diesem Beitrag lag folgende Literatur zugrunde:

Cohn, R.: Das Thema als Mittelpunkt interaktioneller Gruppen in, *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik*, Bd. 3, 2, Göttingen 1970, zitiert nach: *Dantscher, R.*: Arbeitsmaterial für Gruppenarbeit, Gelnhausen² 1977, 64 ff.

Freire, P.: Pädagogik der Unterdrückten, Reinbek 1973

Limbos, E.: Der Animator. Seine Aufgaben und seine Positionen in der Gruppe, in: *Deutsche Jugend* 11/1977, 504 ff.

Richter, K.: Kommunikationsberatung. Studententext der Akademie Remscheid

Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit, in: *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*. Freiburg 1976

So wurde ich erwachsener Mitarbeiter

Hans Georg Ruhe

Vor zwei Jahren zog ich um. Weg von einer Vorortgemeinde in eine Kleinstadt des Münsterlandes. Nach Wochen der Wohnungsrenovierung und Einrichtung wollte ich das tun, was ich mir vorgenommen hatte: über den üblichen Kontakt mit einer Pfarrgemeinde hinaus, selber dort aktiv zu werden, „etwas tun“. Außerdem hatte ich noch einen anderen Anlaß: Meine kleine Tochter sollte endlich getauft werden, und zwar dort, wo sie aller Voraussicht nach aufwachsen würde, wo sie Bezugspunkte, menschlicher und sachlicher Art, haben würde. Ich rief im Pfarrsekretariat an, verschaffte mir einen Termin mit dem Pfarrer, der erste platzte, der zweite klappte.

Mit meiner Frau saß ich einem freundlichen Herrn gegenüber, der häufiger auf die Uhr schaute – schließlich war Samstagnachmittag, die Beichten standen an und außerdem wurde seinerzeit die Kirche renoviert – eine Menge Geschäftsführerarbeit für den Seelsorger. Der Termin der Taufe wurde festgesetzt, die Modalitäten besprochen – auch eine Kirche hat ihren heiligen Bürokratismus, das wußte ich, bin schließlich selber ein Teil davon. Der Pfarrer versprach, zu einem Gespräch in unsere Wohnung zu kommen. Wir hatten unsere Anfragen, er seine Fragen.

Schließlich will man wissen, wessen Kind da getauft wird und wer das eigene Kind tauft.

Am Schluß sprach ich meinen Wunsch nach Mitarbeit in der Gemeinde an. Der Pfarrer breitete eine Liste von Vorschlägen vor mir aus und verwies mich letztlich an den Kaplan, der für die Jugendarbeit zuständig sei.

Das war mir recht, denn Jugendarbeit „an der Basis“ wollte ich eigentlich machen. Wir, meine Frau und ich, verabschie-

deten uns, und der Pfarrer versprach, den Kaplan zu informieren. Der würde sich dann schon melden. Zufrieden gingen wir.

Ein paar Wochen zogen ins Land und ich hörte nichts mehr. Als Neuling ist man schließlich etwas schüchtern und man möchte sich nicht so gern aufdrängen, schon gar nicht, wenn man studierter Sozialarbeiter ist. Zu leicht könnte der Eindruck aufkommen, als wenn man sich für unverzichtbar hielte. Das hatte ich schnell begriffen. Arbeit am Schreibtisch oder auf Kursen ist andere Arbeit als in Pfarrgemeinden. Schließlich wurde ich doch unruhig und telefonierte mit dem Pfarrbüro. Der Kaplan war nicht da, war auf Schulentagen, und ich sollte Anfang der kommenden Woche doch noch einmal anrufen. Zu meiner Überraschung wußte man schon, daß ich neues Pfarrkind war. Es lag wohl daran, daß die Taufunterlagen gerade auf dem Tisch der Sekretärin waren. Sie erinnerte noch einmal an den Tauftermin. Nachdem sie mich mahnte, doch endlich das Familienstammbuch vorbeizubringen, fiel mir ein, daß der Pfarrer uns doch besuchen wollte und vorhatte, das Amtsdokument dann mitzunehmen. Also fragte ich, wann der Pfarrer denn käme. Da müsse ich mit ihm einen Termin ausmachen, sagte mir die freundliche Dame. Allerdings sei er sehr beschäftigt.

Ich rief einen Tag später bei ihm an, erwischte ihn Gott sei Dank, und wir verabredeten uns für die nächste Woche auf ein Glas Wein in unserer Wohnung. In anderthalb Wochen sollte meine Tochter getauft werden. Der Termin kam heran, der Pfarrer nicht. Ihm war etwas dazwischengekommen und sein ausgefüllter Kalender ließ ihm nur noch als letzten Termin den Samstag vor dem Taufsonntag. So gegen 11.00 Uhr. Meine Frau war etwas sauer. Eigentlich wollten wir länger und in aller Ruhe mit dem Pfarrer reden . . .

Der kam denn auch am letzten Tag und wir besprachen die Taufformalitäten, den Ablauf. Unsere Tochter quengelte, die Flasche stand im Wärmer, das Essen kochte und außerdem sollten noch zwei Kuchen für die Verwandtschaft gebacken werden. Nach einer Stunde mußte der Pfarrer wie-

der gehen und aus dem langen Gespräch waren nur kurze Fetzen geworden. Einig war ich mir mit meiner Frau, daß es eigentlich ein ganz netter Pfarrer sei, netter jedenfalls, als es die sonntägliche Kanzel offensichtlich zuläßt. Wir wünschten uns, doch mal ein längeres Gespräch mit ihm zu führen.

An der Tür erinnerte ich ihn an das gewünschte Gespräch mit dem Kaplan. Er wollte seinem Mitbruder noch mal auf die Füße treten. Dieser wiederum rief abends an und ich war erfreut über den jetzt doch zustande gekommenen Kontakt. Wir verabredeten uns für die nächste Woche.

Sonntags war Taufe und wir lernten, da mehrere Kinder gleichzeitig in die Kirche aufgenommen wurden, gleich noch ein paar andere Mitchristen der Gemeinde kennen – leider nur in der Kirche, denn anschließend ging es zu getrennten Kaffeetafeln.

Der verabredete Abend kam und der Kaplan kam. Es wurde ein langer Abend und vor allen Dingen ein sehr feuchter Abend. Der gut gefüllte Kasten Bier wurde leer und leerer, das Gespräch war angeregt und meine Frau lag schon lange im Bett, als er sich weit nach Mitternacht von mir verabschiedete. Gott sei Dank war er ohne Auto gekommen.

Wir hatten abgesprochen, daß ich mich erstmal in der kirchlichen Jugendarbeit der Pfarrei umschauen sollte. Erwachsene brauche man sehr, überall fehlten Berater und Begleiter, wenn Gruppenleiter ein bestimmtes Alter hätten, würden sie aussteigen – die Freundin, die Bundeswehr, keine Lust mehr, Kirchenverdrossenheit usw. usw. Ich konnte aus meinem persönlichen Erfahrungsschatz auch einiges dazu beitragen. Jedenfalls sollte ich einmal zur Leiterrunde der Meßdiener und beim nächsten Mal zur Leiterrunde der Pfadfinder kommen. Fürs erste Treffen nannte er mir einen Termin, fürs zweite noch nicht.

Ich hatte den Eindruck, als sei er froh, jemand für die Jugendarbeit gefunden zu haben, gleichzeitig aber nicht so genau wußte, was er denn jetzt mit mir machen könnte. Ich konnte ihm keine Vorschläge machen, da ich die Ge-

meinde nicht kannte, im Ort selber nur wenig Leute bislang kennengelernt hatte und mir noch ein wenig isoliert vorkam.

Ich schritt eines Tages, es waren wieder Wochen vergangen, zur Wohnung des Kaplans, wo sich die Meßdiener versammelten. Es traf sich gut, daß ich auch selber ein Anliegen hatte. Im Bischöflichen Jugendamt wurde eine Studientagung vorbereitet und dazu suchten wir Meinungsäußerungen junger Leute, die etwas zur Kirche und ihrer Jugend sagen wollten. Das war in zweierlei Hinsicht gut: Einmal saß ich nicht da mit leeren Händen, da den Leitern offensichtlich nicht gesagt worden war, was ich eigentlich wollte, „etwas tun“, zum anderen konnte ich mich immer an etwas festhalten, denn zu Lagervorbereitungen, Meßdienstplänen oder Schwierigkeiten in Gruppen könnte ich – natürlich – nichts sagen. Die 20 Jugendlichen guckten mich groß an, der Kaplan stellte mich vor, ich sagte ein paar Takte zu meiner Person, und hinterher blieb das komische Gefühl, daß wir nicht, zumindest an diesem Abend, viel miteinander anfangen konnten. Wir, die Jugendlichen und ich, blieben uns fremd bis auf dem Weg nach Hause. Kein Wunder, in drei Stunden ist auch nicht viel zu machen. Ein komisches Gefühl im Bauch blieb doch. Fast so etwas wie eine verpaßte Chance. Die Möglichkeit, Kontakte anzuknüpfen und sie dann doch nicht wahrgenommen zu haben. Ich weiß nicht, wie es den Jugendlichen ging. Wahrscheinlich ähnlich.

Mehr als zu meiner Person konnte der Kaplan auch nicht beisteuern. Außerdem, ich war schließlich der Neuling. Schon da wünschte ich mir etwas mehr Unterstützung, etwas mehr Konkretisierung meines Anliegens. Diese Konkretisierung konnte aufgrund meiner Fremdheit unmöglich nur von mir geleistet werden.

Da mußte mir jemand mit unter die Arme greifen. Was blieb: immer noch der Wunsch, „etwas zu tun“. Wenn auch mein anfänglicher Optimismus und auch mein Schwung schon zurückgegangen waren. Monate wohnte ich jetzt in der

Kleinstadt und außer Gesprächen war noch nichts gelaufen. So hatte ich mir „Basisarbeit“ jedenfalls nicht vorgestellt. Später sprach ich dann mit dem Kaplan und er meinte – erstaunlich schnell – ich sollte mich doch vielleicht mehr um die Pfadfinder kümmern, die würden mir sicher liegen. Ich wollte das nicht abstreiten, zumal ich in der BDKJ-Diözesanstelle ja eine Menge mit Jugendverbänden zu tun habe und ließ mich auf seinen Vorschlag ein, doch mal zu den Pfadfindern zu kommen. Im nachhinein schätzte ich es so ein, daß die relativ unerquickliche Situation bei den Meßdienerleitern diesen Beschluß beschleunigt hatte. Ein neuer Anlauf, ein neues Ausprobieren, ohne die eigentlichen Schwierigkeiten überhaupt kennengelernt zu haben, ohne so etwas wie ein Konzept erfahren oder gründlichere Kenntnis von der Gemeinde und ihrer Jugend erworben zu haben.

Wir verabredeten wieder einmal einen Termin – dazwischen immer wieder ernsthafte und lockere Gespräche mit dem Kaplan, der mittlerweile wohl jemanden für die Meßdiener gefunden hatte, ebenfalls einen Erwachsenen, den ich bis heute leider nicht kennengelernt habe. (Neulich habe ich ihn doch kennengelernt. Mehr zufällig. Wir verbrachten einige Tage gemeinsam an der Nordsee und sind beim Bier darauf gekommen, daß wir beide in der Pfarrei Jugendarbeit machen.) Ich wußte überhaupt nicht, wer eigentlich alles mitarbeitete in der Gemeinde. Später, zum Jahresende, erhielt ich eine Einladung zu einem Empfang für alle ehrenamtlich Tätigen. Da hatte ich einen Termin und habe das sehr bedauert. Endlich hätte ich mal die Schar derer getroffen, die genau wie ich „etwas tun“ wollten und doch offensichtlich auch etwas taten. Mehr jedenfalls als ich zum damaligen Zeitpunkt.

Wieder platzte ein Termin, diesmal mit den Pfadfindern, dann konnte ich nicht und wieder hatte ich gelernt, daß der Bürokratius wohl nicht nur in den Bistumsstuben nistet, sondern auch an der Basis seine Nachkommenschaft hat.

Jedenfalls sollte ich angerufen werden vom Pfadfinderleiter, es dauerte und er rief mich nicht an. Ich sprach wieder mit

dem Kaplan (mittlerweile hielt ich mir schon eine Menge guten Willen zugute, einen langen Atem, denn ich wollte ja noch immer „was tun“).

Es dauerte Wochen, bis zumindest ein Telefonat zustande kam und ich endlich, wieder einmal, eine Einladung zu einer Leiterrunde bekam. Da wurde, wieder in der Wohnung des Kaplans, technisch-organisatorisch gesprochen, ich wurde vorgestellt, stellte mich vor, alle waren sehr freundlich, ich auch, und nach meinen schlechten Erfahrungen mit den Meßdienern fragte ich zum Schluß, was sie denn, da sie eine Mitarbeit doch wünschten, jetzt mit mir machen wollten. Sie hatten mein Erscheinen vorher freudig begrüßt und mehrfach betont, daß sie erwachsene Mitarbeiter suchten, ja sogar überlegten, eine Werbekampagne zu starten.

Auf meine Frage nach den Arbeitsmöglichkeiten gab es erst Schweigen, dann wurde allgemein geredet (ich solle beraten, ich hätte doch bestimmt Erfahrung, so genau könne man das nicht sagen). Als ich nicht locker ließ, um konkreter zu werden, kam jemand auf den rettenden Einfall, ich solle doch bei diesen Gruppenleitern in jener Gruppe mitmachen, damit ich das und dies mal kennenlernte. Ich atmete auf, endlich eine konkrete Aufgabe. Ob ich das wollte, so wie es sich darstellte, konnte ich nicht sagen. In greifbare Nähe war jedenfalls gerückt, daß ich mehr als „was tun“ konnte. Später folgten darauf Termine, die nicht eingehalten wurden, Treffs, die kurzfristig platzten und endlich kam ich doch in diese Gruppe. Nach drei Gruppenstunden, an denen ich teilgenommen hatte, stieg der frühere Leiter urplötzlich aus, und ich hatte auf einmal eine eigene Gruppe. Dran gekommen bin ich wohl wie die Jungfrau zum Kind. Kurz und gut. Mit dieser Gruppe bin ich bis auf den heutigen Tag noch zusammen und denke, daß ich in der Gemeinde über das Stadium „was tun“ schon lange hinaus bin. Es geht für alle seinen mehr oder weniger geregelten Gang. Manchmal beschleichen mich aber doch noch ein paar Fragen: War es das, was ich tun wollte?

War das der zielgerichtete Einsatz erwachsener Mitarbeiter,

wo ich doch so zufällig in etwas hineingeschliddert bin? Wie wäre es anderen Interessierten ergangen, hätten sie nicht bald die Flinte ins Korn geworfen (Ich halte mich nicht für besonders großmütig, glaube aber, daß Leute mit wenig Engagement und wenig Erfahrung mit Kirche schneller abgeschreckt worden wären.)?

Ist das allgemein so oder besonders in der Jugendarbeit?

Jedenfalls: Meine Tochter ist seit langem getauft, ich arbeite in einer Pfadfindergruppe mit, treffe ab und an den Kaplan und stelle fest, daß ich die meisten der anderen erwachsenen Mitarbeiter in der Gemeinde immer noch nicht kenne. Jetzt jedenfalls bin ich erwachsener Mitarbeiter, bin ich einer?

ich ertrage
es nicht
dich unter mir zu sehen
ich reiche dir meine hand
und ziehe dich bis zu meiner
schulterhöhle

Selbsthilfegruppen - Hilfe ohne Profis

Heinz-Josef Kessmann

Den Menschen liegt weniger daran, Geschichte zu machen, als ihr Leben zu leben
J. E. Perlmann, 1976

In diesem Artikel möchte ich Anregungen geben, wie einige Erfahrungen und Prinzipien aus der Praxis der therapeutischen Selbsthilfegruppen für den Umgang mit psychischen Problemen Jugendlicher in der Jugendarbeit genutzt werden können.

Ich beziehe mich bei der Darstellung der Arbeit von Selbsthilfegruppen im folgenden immer auf solche aus dem psychologisch-therapeutischen Bereich, viele der Aussagen gelten aber genauso für Selbsthilfegruppen in einem weiteren Sinne (z. B. Frauengruppen, Männergruppen, Nachbarschaftsvereinigungen, Wohngemeinschaften, Bürgerinitiativen etc.).

Beschreibung der Arbeit von Selbsthilfegruppen

Selbsthilfegruppen lassen sich beschreiben als Zusammenschlüsse von Personen, die gemeinsam ein Problem, von dem sie als einzelne betroffen sind, ohne die Zuhilfenahme von Fachleuten lösen wollen.

Im psychologisch-therapeutischen Bereich lassen sich viele Beispiele für solche Gruppen finden:

- die Anonymen Alkoholiker (AA), ein Zusammenschluß von Alkoholabhängigen zur Bekämpfung von Alkoholsucht (diese Gruppen findet man mittlerweile in jedem größeren Ort);
- die Emotions Anonymes (EA), Selbsthilfegruppen für die seelische Gesundheit von emotional gestörten Personen;

- Selbsthilfegruppen von Drogenabhängigen (Teestuben, New Way etc.);
- Paarselbsthilfegruppen zur Bearbeitung von Partnerkonflikten.

Diese Gruppen arbeiten alle ohne professionelle therapeutische Hilfe durch Ärzte, Sozialarbeiter, Psychologen o. ä. Die Erfahrungen der Mitglieder – und auch der begleitenden wissenschaftlichen Forschung – zeigen, daß in diesen Zusammenschlüssen häufig sehr viel effektiver an der Lösung der Probleme der einzelnen gearbeitet wird, als dies in der herkömmlichen Psychotherapie bisher möglich ist.

Die Arbeitsweise dieser Selbsthilfegruppen läßt sich durch zwei zusammenhängende Prinzipien kennzeichnen:

Die Verbindung von Selbsthilfe und Gruppenhilfe

Selbsthilfegruppen setzen bei ihren Mitgliedern zwei Dinge für eine Zusammenarbeit voraus:

- die freiwillige Einsicht jedes einzelnen, daß er ein Problem hat, mit dem er allein bisher nicht fertig geworden ist;
- den starken Willen eines jeden, dieses Problem jetzt durch eigene Aktivität in der Gruppe anzugehen.

Ihren Mitgliedern bietet eine Selbsthilfegruppe durch die Form des Zusammenschlusses ein Netz sozialer Beziehungen und damit wechselseitige Anregung, erhöhte Identifikationschancen, ein Klima der Anteilnahme etc.

Es hilft nicht einer dem anderen, sondern jeder versucht, sich selbst zu helfen und hilft dadurch den anderen, sich selbst zu helfen.

Arbeit ohne professionelle Therapeuten

Das oben skizzierte Prinzip der Gruppenselbsthilfe setzt voraus, daß jeder in der Gruppe ein Betroffener ist. Ein Therapeut oder auch nur ein Gruppenleiter paßt nicht in die Vorstellung einer Gruppe, die nur dadurch „funktioniert“, daß jedes Mit-



glied allein von dem Willen in der Gemeinschaft gehalten wird, *sein eigenes Problem* lösen zu wollen.

Professionelle Therapeuten und Ärzte wehrten sich ganz besonders gegen dieses Prinzip (sie fürchteten wohl auch um Klienten bzw. Patienten), aber die Erfolge geben den Selbsthilfegruppen auch in diesem Punkt deutlich recht.

Selbsthilfe und Jugendarbeit

Diese oben genannten zwei Prinzipien der Arbeit von Selbsthilfegruppen lassen sich meiner Meinung nach auch in der Jugendarbeit nutzen. Sehr viele der Jugendlichen in den Gruppen haben erfahrungsgemäß eine ganze Reihe individueller, seelischer Probleme, die sie weitgehend ähnlich erleben (z. B. Schwierigkeiten mit den Eltern, mit dem Freund, der Freundin, in der Schule). Diese individuellen Probleme werden bisher in der Arbeit mit den Jugendlichen häufig übersehen. Die Erfahrungen der Selbsthilfegruppen sollten Anlaß sein, die bestehenden Gruppen zur Bearbeitung solcher Probleme zu

nutzen, von denen mehrere Jugendliche gleichzeitig betroffen sind.

Unter *zwei Voraussetzungen* ist von solchen Gesprächen über individuelle Probleme in Jugendgruppen eine wirksame Hilfe für den einzelnen zu erwarten:

- Es sollte sich um ein Problem handeln, das alle Gruppenmitglieder in ähnlicher Weise betroffen macht.
- Gruppenleiter bzw. erwachsene Mitarbeiter sind als solche in einem Problemgespräch wenig hilfreich, sie müssen diese Rolle aufgeben und genauso wie alle anderen Gruppenmitglieder ihre Betroffenheit und Erfahrung mit dem geäußerten Problem in die Gruppe einbringen.

Damit es zu einer wirksamen Selbsthilfe in der Gruppe kommt, bedarf es keiner ausgefeilten „professionellen“ Gruppendynamik oder irgendwelcher ausgeklügelten „Selbsterfahrungsübungen“. Es kommt vielmehr darauf an, daß in einem Gespräch jedes Mitglied seine Betroffenheit von einem Problem äußern kann und Erfahrungen in einem Klima wechselseitiger Anregung und Anteilnahme ausgetauscht werden. Solche hilfreichen Gespräche können auf vielerlei Weise zustandekommen:

Ein erwachsener Mitarbeiter macht einem Jugendlichen Mut, sein Problem in die Gruppe einzubringen – ein Jugendlicher, ein Gruppenleiter oder ein erwachsener Mitarbeiter fassen von selbst Mut und erzählen von einem persönlichen Problem.

Gleichzeitig sind jedoch einem solchen Vorgehen in Gruppen *Grenzen* gesetzt:

- Es gibt sicherlich eine Menge Probleme Jugendlicher, bei denen ein Fachmann (Therapeut, Arzt etc.) besser und schneller helfen kann. Dies können z. B. Probleme sein, die so schwerwiegend sind, daß sie eine Gruppe erschlagen.
- Es kann und darf kein Ziel sein, aus Leiterrunden und anderen Gruppen jetzt eine Vielzahl Selbsthilfegruppen zu machen. Leiterrunden z. B. haben wesentlich andere Aufgaben, die nicht vernachlässigt werden dürfen.
- Es gibt Probleme, von denen nur ein einzelner oder einige wenige Gruppenmitglieder betroffen sind. Hier kann eine Gruppe auch nur begrenzt hilfreiche Instanz darstellen.

Individuelle Hilfe und politische Arbeit – ein Gegensatz?

Dieser Artikel soll dazu anregen, Jugendlichen in der Jugendarbeit verstärkt Hilfe bei individuellen Problemen zu geben. Vor zwei Mißverständnissen möchte ich jedoch warnen:

- *Der Rückzug auf's Ich*

In unserer Gesellschaft findet man in letzter Zeit häufig einen scheinbar auf das Individuum konzentrierten Sprach- und Lebensstil. In Gruppendiskussionen werden Ausdrücke wie: „Das törnt mich nicht an“, „Ich fühle mich hier jetzt sehr unwohl“ etc. gerne und häufig gebraucht.

Es ist zu begrüßen, daß auf diese Art und Weise deutlich zum Ausdruck kommt, „wo der einzelne steht“. Lernt die Gruppe jedoch nicht, auf solche Aussprüche einzugehen – und wenn nötig zu handeln – dann ist damit wenig gewonnen. Es kommt dann nur zu einer oberflächlichen, individualistischen „Gefühlsduselei“.

- *Vernachlässigung pädagogisch-politischer Arbeit*

Wenn in diesem Artikel immer wieder davon die Rede war, mehr auf die individuell-seelischen Probleme Jugendlicher einzugehen, so soll das nicht heißen, daß deswegen Abstriche bei der pädagogisch-politischen Arbeit gemacht werden dürfen. Individuumszentrierte und pädagogisch-politische Jugendarbeit sind keine Gegensätze, die es so gut wie eben möglich zu vereinbaren gilt, sondern es müssen zwei Perspektiven kirchlicher Jugendarbeit sein, die es beide zu fördern gilt. Nur dann kann es zu einer gegenseitigen Beeinflussung dieser beiden Aspekte kommen: Nur seelisch gesunde und zufriedene Jugendliche (und auch Erwachsene) werden dazu bereit sein, immer wieder eigene Energien in die Lösung sozialer Probleme zu investieren. Andererseits ist gerade die Erfahrung, „daß ich von den anderen gebraucht werde“, für die seelische Zufriedenheit eines jeden von uns besonders wichtig.

Zusammenfassung

Die Erfahrungen der verschiedenen Selbsthilfegruppen aus dem psychologisch-therapeutischen Bereich zeigen, daß es sinnvoll ist, in Jugendgruppen individuelle seelische Probleme anzusprechen, auch wenn kein professionell ausgebildeter Helfer zur Verfügung steht. Gruppen können jedoch nur dann wirklich hilfreich sein, wenn möglichst viele Gruppenmitglieder von einem Problem betroffen sind.

Individuum-zentrierte Arbeit in Gruppen steht nicht im Gegensatz zu pädagogisch-politischer Arbeit, sondern diese beiden Aspekte von Jugendarbeit setzen sich gegenseitig voraus und beeinflussen einander.

In meiner Darstellung der Arbeit von Selbsthilfegruppen habe ich mich beschränkt auf die Vorgehensweisen, Erfahrungen und Prinzipien, die meiner Ansicht nach für den Bereich der Jugendarbeit besonders nutzbringend sein können. Eine vollständige Darstellung des Konzepts von Selbsthilfegruppen findet sich in dem Buch: *Moeller, M. L.: Selbsthilfegruppen*, Reinbek 1978.

Hier werden auch weitere Beispiele von Selbsthilfegruppen aus den USA und der BRD vorgestellt, außerdem enthält es eine sehr umfangreiche Liste von Kontaktadressen von Selbsthilfegruppen.

Leid und leiden

Ria Sönnekes

„Es tut mir leid“ – „Mitleid ist hier fehl am Platze“ – „Man kann ihn nur noch bemitleiden“ – „Leider“ – „Er leidet sehr stark darunter“. Die Worte Leid/leiden finden sich allzuoft in unseren Gesprächen über und mit anderen. Dennoch scheint es, daß die Auseinandersetzung und der Umgang mit dem eigenen Leid und dem Leiden von anderen in vielen Fällen recht problematisch ist und diesem Thema auch wenig Platz in der Jugendarbeit eingeräumt wird. Trotzdem sind Jugendliche für das Thema ansprechbar, denn in Gesprächen mit Jugendlichen z. B. über die Frage „Was ist in meinem Leben eigentlich wichtig?“ oder „Wie möchte ich mein Leben gestalten?“ kommen sie häufig auf das Thema Leid zu sprechen. Es zeigt sich, daß die Auseinandersetzung mit Leid für Jugendliche mit vielen Fragen verbunden ist und von ihnen als wichtig angesehen wird, weil Leid für sie zu den Grundelementen des menschlichen Lebens zählt. Denn Jugendliche sind einerseits realistisch genug, ein leidfreies Dasein in den Bereich der Phantasie einzuordnen. Andererseits sind die Jugendlichen, mit denen ich Erfahrungen im Umgang mit diesem Thema machen durfte, nicht so eingefahren, daß Leiden für sie als eine unveränderliche Größe gilt. So kann die Idee von einer leidfreien Gesellschaft und einem leidfreien Leben zwar ein mächtiges Antriebsaggregat für unser Handeln sein; dennoch ist das Leiden eben oftmals ein Signal für die Begrenztheit unseres Tuns. In und mit dieser Spannung zu leben und umzugehen, sollte in der kirchlichen Jugendarbeit seinen Platz haben, damit Jugendliche mit ihren Fragen und ihrem Leid nicht alleine gelassen werden.

Beschreibung: Was ist für mich leiden

Da es m. E. keinen objektiven Maßstab gibt, um die Frage: „Wann leidet ein Mensch?“ zu bewerten, möchte ich in diesem Zusammenhang darstellen, was Jugendliche antworten auf die Frage „Was ist für Dich Leid?“

- Für mich ist Leiden die höchste Steigerung von Schmerz, etwas Unvergängliches, Dauerhaftes ob seelisch, geistig oder körperlich.
- Die Erfahrung der eigenen Grenzen, der Prozeß der Auseinandersetzung mit ihnen.
- Gefühl, das den Körper und Geist befällt, das durch ein bestimmtes Geschehen oder einen bestimmten Zustand ausgelöst wird, z. B. Krieg. Das Leid betrifft nur den einzelnen. Man kann die eigentliche Leiderfahrung nur selbst machen, wohl aber mit anderen „mitleiden“, indem man versucht, sich in den Leidenden hineinzuversetzen, sein Leid nachzuvollziehen.
- Das, was ich für mich ganz allein, bei mir oder bei anderen als nicht gut empfinde und bemerke, aber nicht ändern kann.
- Leid ist für mich, wenn ein Mensch durch körperliche oder seelische Gründe aus dem Gleichgewicht gebracht wird, wenn dadurch der normale Lebensrhythmus negativ beeinflußt wird.
- Leiden ist für mich Einsamkeit, Ohnmacht, Ungerechtigkeit, Abschied, Tod, Abneigung, Krankheit, Verzweiflung.

Umgang mit Leid in unserer Gesellschaft und Fragen an unsere Jugendarbeit

„Was lästig ist, muß weg“ – Leiden hat in unserer Wohlstandsgesellschaft keinen Platz mehr. Der Wunsch, leidfrei durch das Leben zu gehen, ist zu einem der wichtigsten Ziele geworden. – „Ich mache es mir so bequem wie möglich“ heißt die Devise. Das bedeutet, Konzentration auf die Verdrängung

und Aufhebung eigenen Leidens und den Versuch, fremdes Leid von sich weitgehend fernzuhalten, nicht mehr wahrzunehmen und zu verharmlosen. Wir schaffen immer weniger Berührungspunkte mit Situationen, in denen wir Leiden vermuten. Alte Menschen kommen ins Altenwohnheim, Kranke und sterbende Menschen werden ins Krankenhaus gebracht, für Behinderte haben wir einen Platz in Behinderteneinrichtungen. Durch Berichte über Hunger, Krieg, Katastrophen werden wir durch die Massenmedien fast täglich informiert, aber das Leiden und Unglück in der Welt löst schon häufig keine Betroffenheit mehr aus. Es läßt uns kalt. Und sogar die Angehörigen von Leidenden und Menschen, die sich um Kranke, Behinderte und Außenseiter bemühen, werden gemieden, um jede „Ansteckungsmöglichkeit“ zu verhindern.⁴⁵ Als eine Folge dieses Strebens nach einem leidfreien Leben beschreibt *Dorothee Sölle* in ihrem Buch „Leiden“ die Apathie. Sie wird definiert als Nicht-Leiden, Unempfindlichkeit, Teilnahmslosigkeit. Eine Ursache für das veränderte Verhältnis zum Leiden und für die wachsende Apathie liegt nach Sölle in der Überhäufung mit Konsumgütern. Wir können uns vieles kaufen, um uns das Leben bequemer zu machen. Die Erfahrung, was es heißt, unter Hunger, Durst und Kälte zu leiden, fehlt uns. Wir können die Erfahrung nicht mehr nachvollziehen.

Unsere Beziehung zum Leid ändert sich weiterhin dadurch, daß es durch wachsende Aufklärung, durch Bildung und große Mobilität viele Möglichkeiten gibt, Leiden zu betäuben oder zu umgehen.⁴⁶

- Gegen psychischen und physischen Schmerz gibt es Medikamente und Drogen.
- Wir können uns gegen Folgen von bösen Überraschungen durch die verschiedensten Versicherungen schützen.
- Zur Betäubung des Gefühls Einsamkeit gibt es Radio, Fernsehen, Musik.

⁴⁵ vgl. *E. Goffmann*: Stigma. Frankfurt/M. 31979, 40 ff.

⁴⁶ *D. Sölle*: Leiden. Stuttgart 1973, 50 ff.

- Die Auflösung von Beziehungen rufen oftmals nicht mehr den gleichen Schmerz hervor; denn wir haben uns an das Abschiednehmen durch unsere vielen Kontaktmöglichkeiten gewöhnt.
- Durch Aneignen von materiellen Gütern können wir uns etwas „Gutes“ antun und das Leiden an sozialer Armut verschleiern und verdecken.

Aus diesen Tendenzen, die Vermeidung von Leiden um jeden Preis zum Ziel haben, müßte eigentlich gefolgert werden können, daß die Menschen heute glücklicher und zufriedener sind als früher. Trotzdem ist festzustellen:

- daß die Zahl der Drogen-, Alkohol- und Tablettenabhängigen steigt;
- daß die Zahl der psychisch Kranken, z. B. Depressionen, steigt;
- daß die Zahl der Selbstmordgefährdeten und die Selbstmordrate steigen;
- daß vor allem Jugendliche versuchen, aus dieser Gesellschaft auszusteigen.

Daraus ist zu entnehmen, daß es in unserer Gesellschaft viele Formen des Leidens gibt, wir aber nicht in der Lage sind, sie aufzugreifen und damit aktiv umzugehen. Es besteht in unserer Gesellschaft eine Unfähigkeit zu leiden. Macht eine solche Leidensunfähigkeit nicht abgestumpft, oberflächlich, unfähig, die Realität wahrzunehmen, Leiden aufzuspüren und sich mit Leidenden zu solidarisieren, Formen der Leidensbewältigung zu finden und Leiden gemeinsam zu tragen? Hinzu kommt, daß mit dieser zunehmenden Leidensunfähigkeit auch unsere Fähigkeit, Freude und Glück wahrzunehmen, nachläßt.

Ergibt sich aus dieser Darstellung der Situation nicht, daß wir verstärkt versuchen müssen, Mittel und Wege in der Jugendarbeit zu finden, um dem Trend von Vermeidung des Leidens entgegenzuwirken. Das heißt, Leiden von Jugendlichen aufzuspüren, ihnen Raum und Möglichkeiten bieten, ihrem Kummer und Leid Ausdruck zu verleihen, sie ernst nehmen mit ihrem Leid und versuchen, mit ihnen ihre Leiden zu tragen und zu bearbeiten, damit Leiderfahrungen nicht nur das Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit nach sich ziehen. Es ist auch

unsere Aufgabe, daran zu arbeiten, daß Jugendlichen die Fähigkeit erhalten bleibt, Leiden von anderen wahrzunehmen, „mitzuleiden“ und zu helfen. Dabei braucht Hilfe nicht nur das direkte zwischenmenschliche Helfen sein, sondern kann sich auch äußern in dem Wunsch, leiderzeugende Strukturen zu verändern. Das Kennenlernen und Miterleben der Leiden von anderen hat noch eine weitere wichtige Funktion: Jugendliche lernen durch den Vergleich, die Schwere ihrer eigenen Leiden besser einzuschätzen und kreisen nicht nur um sich selbst.

Leiderfahrungen von Jugendlichen

Wer mit Jugendlichen über Leid und den Umgang mit Leiden nachdenken will, muß bei ihrer Lebenswirklichkeit und Betroffenheit ansetzen. Da stellt sich die Frage, wodurch leiden Jugendliche eigentlich, wo sind sie betroffen und wie gehen sie mit Leiderfahrungen um. Untersuchungen, aus denen hervorgeht, worunter Jugendliche leiden und wie sie mit diesen Erfahrungen umgehen, sind mir nicht bekannt. Deshalb ist es nur möglich, einige Gedanken und Einschätzungen aus Gesprächen mit Jugendlichen zum Thema „Leiden“ wiederzugeben.

„Ich habe schon viel über Leiden bei Menschen gehört, aber ich bin noch nie mit richtigem Leiden in engeren Kontakt gekommen, weder bei mir selbst noch bei anderen.“

Dies war bei einigen Jugendlichen die spontane Antwort auf die Frage „Wo hast Du Leid erfahren?“. Als wir uns etwas mit den Fragen „Was ist Leid?“ und „Welchen Stellenwert hat es in meinem Leben?“ beschäftigten, meinten die Jugendlichen, daß Leiden wie Glück zum Leben dazugehört und eine unumgängliche menschliche Erfahrung ist. Sie stellen daraufhin für sich fest, daß es eine Menge Sorgen, Nöte und Probleme gibt, worunter sie leiden. Da ist z. B. das Versagen in Schule und im Beruf, der Kummer mit Freund oder Freundin, das Gefühl, nicht ernstgenommen zu werden, nicht ge-

fragt zu sein, die eigene Hilf- und Machtlosigkeit, Einsamkeit, das Aussehen (z. B. Figur), der Tod oder die Krankheit von Angehörigen . . .

Konkret wurden Leiderfahrungen wie folgt beschrieben . . .

Ich habe Leid erfahren in den Zeiten, wo mir das Glück für unerreichbar schien, in denen ich verzweifelte, in denen mir die Hoffnung fehlte, z. B. das überwältigende Gefühl der Einsamkeit, der eigenen Machtlosigkeit.

- bei Trennung, Isolation, kalten Streitereien, d. h. z. B. wenn nur noch geschwiegen wird;
- innerliche Disharmonie, man glaubte, man dreht durch, verblödet, wird verrückt, wenn man mit seiner Krankheit nicht fertig wird;
- in meiner Hilflosigkeit, als meine Oma starb und als ich nach einem Schulwechsel keinerlei Anschluß bekam und Bestätigung;
- bei Meinungsverschiedenheiten mit meinen Eltern, wenn sie immer Recht haben wollten.

Es wurde deutlich, daß Jugendliche bei sich Leiden überwiegend als seelisches Leid erfahren.

Eine Reaktion auf Leiderfahrungen ist der Rückzug. „Ich ziehe mich zurück, zerfließe am Anfang vor Selbstmitleid und sage dann zu mir, du kannst es nicht ändern, es ist halt so. Dann wird man mit der Zeit ganz von selbst damit fertig.“ oder „Ich versuche, mich vor mir selbst abzulenken, resigniere eher als daß ich dagegen angehe.“ Diese Reaktion wurde weit häufiger genannt als die des aktiven Umgangs mit Leid, wie es z. B. durch ein Gespräch gegeben ist. „Warum ich nicht darüber spreche – ich weiß es nicht. Vielleicht habe ich Angst, daß mich der andere nicht versteht und außerdem will ich die anderen nicht auch noch damit belasten.“

Ich meine, diese Form des Umgangs mit eigenen Leiderfahrungen ist Ausdruck von Ohnmacht und Hilflosigkeit. Durch die passive Haltung wird verhindert, Leiderfahrungen für sich auszuwerten und etwas daraus zu lernen. Eine ähnliche Hilf-

losigkeit bei dem Umgang mit eigenen Leiderfahrungen war auch bei dem Umgang mit dem Leiden anderer festzustellen. Jugendliche sind zwar durch das Leiden anderer betroffen, versuchen zu helfen und zu trösten, aber das konkrete Handeln ist häufig mit vielen Unsicherheiten verbunden. Verdeutlicht wird dies durch die Aussage einer Jugendlichen. „Ich empfinde Mitleid, versuche zu helfen, werde aber manchmal vom Leid der anderen überwältigt und fühle mich klein und ohnmächtig.“

Es war festzustellen, daß Jugendliche, die auf Leiderfahrungen in erster Linie passiv reagieren, weil ihnen verschiedene Formen des Umgangs nicht vertraut sind, auch oftmals größere Angst vor der Konfrontation mit Leiden haben und es als unabänderliches Schicksal ansehen. Äußerungen wie: „Seelisches Leid überfällt mich mit schöner Regelmäßigkeit. Ich sage mir, da mußt Du durch, und ich habe es bis jetzt auch geschafft. Vor seelischem Leid habe ich also keine Angst (oder kaum) und ich kann sagen, daß einige Erfahrungen mich dazu gebracht haben, etwas bewußter zu leben, und manchmal habe ich auch etwas dadurch gelernt“, waren selten zu hören.

Ich glaube, daß viele Jugendliche nicht gelernt haben, mit Leiden umzugehen. Dies liegt u. a. auch daran, weil ihnen Vorbilder fehlen, an denen sie ein positives Umgehen mit Leiden erfahren können. Hier sehe ich zwei Komponenten, die das Lernen mitbestimmen könnten. Einerseits scheint es mir wichtig zu sein, Jugendliche im Leid nicht allein zu lassen und sie ernst zu nehmen. Das bedeutet, ihr Leiden anzunehmen durch Verständnis oder anders ausgedrückt durch emphatisches Verhalten. Andererseits wird der Erwachsene sicherlich ein Modell darstellen für den Umgang mit Leid. Lernen kann ein Jugendlicher hier, wenn er an der Leidenserwartung und -bewältigung der Erwachsenen teilhaben kann.

Hilfen zur Leidbewältigung

Die Forderung nach einfühlendem Verhalten den Jugendlichen gegenüber und nach Teilnahme von Jugendlichen an unserer eigenen Leidbewältigung setzt voraus, daß wir selbst wissen, wie der Umgang mit eigenem Leid von uns gestaltet wird. Wie reagiere ich auf Verlust und Angst, was geht vor sich in einem Jugendlichen, der Leid zu ertragen hat. Ich meine, daß eine Bestandsaufnahme der eigenen Leidbewältigung einen Weg öffnen kann, die Menschen meiner Umgebung, die leiden, zu verstehen und zu helfen. Als Ansatz für eigene Überlegungen soll ein Phasenmodell in Anlehnung an *D. Sölle* zur Bewältigung des Leidens vorgestellt werden.⁴⁷

In der ersten Phase löst Leiden ein Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit aus. Der Leidende ist ohne Hoffnung und sieht keine Möglichkeiten der Veränderung. Das Leiden wird nicht artikuliert, es wird isoliert ertragen. Eine Orientierung auf Ziele ist nicht möglich. Hilfe in dieser Phase ist Mit-Leiden. Mit dem Leidenden die Trauer, die Hilflosigkeit zu teilen. Das zeigt ihm, daß er ernstgenommen und in seiner Situation akzeptiert wird. Sogenannte Aufmunterungen wie „Es wird schon wieder werden“ helfen einem Leidenden nicht, sondern er fühlt sich nicht verstanden und zieht sich noch mehr in die Isolation zurück. Der erste Schritt zur Leidbewältigung ist das Suchen und Finden einer Sprache, die aus dem stumm und ohnmächtig machenden Leid herausführt. Eine Form, die bestehenden Gefühle zum Ausdruck zu bringen, ist das Klagen. Es ist eine Möglichkeit, aus der Isolation herauszutreten und Kontakte aufzunehmen. Über das Klagen lernt der Leidende, bewußt über seine Situation zu sprechen. Er erfährt schon häufig dadurch eine Erleichterung, daß er andere an seiner Leiderfahrung teilhaben läßt. Eine Hilfestellung in dieser Phase ist, wenn versucht wird, in Gesprächen mit dem Leidenden seine Situation zu analysieren, damit er sie besser für sich einordnen kann. Je konkreter die Leiderfahrung benannt wird,

je deutlicher wird, woran er warum leidet, desto besser können Wege und Möglichkeiten der Bewältigung gefunden werden. Durch dieses Entdecken von neuen Perspektiven kann der Leidende wieder Hoffnung bekommen. Sie gibt ihm die Kraft, aus dem reaktiven zum aktiven Handeln (Phase III) zu kommen. Er will und kann sein „Schicksal“ wieder selbst in die Hand nehmen. Das heißt mit anderen Worten ausgedrückt, daß der Leidende sich verändert oder eine Veränderung seiner Lebenssituation anstrebt. Darüber hinaus ist er bei einer gelungenen Leidbewältigung in der Lage, seine Leiderfahrung als Teil seines Lebens anzunehmen.

Im Umgang mit Leid gehen diese Phasen oft fließend ineinander über und werden oft nicht bis zu Ende geführt. Das Leid wird nicht bewältigt und kann so nicht integriert werden in die Persönlichkeitsentwicklung. Hilfe zur Bewältigung von Leid kann demzufolge als pädagogische Aufgabe betrachtet werden. Ich meine aber, daß schon der Hintergedanke von „Erziehung“ gegenüber diesem Erfahrungsbereich eine echte Anteilnahme und damit wirkliche Hilfe verhindert. Daher ist die folgende Liste mit Vorschlägen von Hilfen als Anregung, nicht als Lernprogramm zu verstehen, sich auf den Leidenden zu verlassen.

Zeit für ihn haben – ihn weinen lassen – mit ihm weinen – ihn in den Arm nehmen – ihn fest umarmen – mit ihm schweigen – mit ihm beten – mit ihm sprachlos sein – mit ihm trauern – ihm zuhören – ihm Hilfe zusagen – ihm schreiben – ihn besuchen – ihn einladen – mit ihm spaziergehen – ihm Perspektiven aufzeigen – einfach da sein – Kontakt mit ihm halten – zeigen, daß er nicht allein gelassen wird – zeigen, daß er sich auf Dich verlassen kann – zeigen, daß man ihn gern hat – auf ihn zugehen – auf ihn warten – ihn erzählen lassen – ihn ernst nehmen – sein Schweigen respektieren – ihm etwas schenken – gemeinsam nach neuen Zielen suchen – Zuversicht zeigen – ihm Hoffnung geben.

⁴⁷ *D. Sölle*: Leiden. Stuttgart 1973, 91 ff.

anrufe

1. manchmal
abends wähle ich eine
bekannte nummer
höre auf die stimme
um mich des gesichts zu erinnern
und lege auf

2. manchmal wird die standleitung
zu dir
unterbrochen
von einer monotonen stimme
„kein anschluß unter dieser nummer“
dann bediene ich mich
meines kopfes
und wähle dich
unter tausend gedanken

3. hallo
unterm absterbenden
pfirsichbaum
stellt sich
die romantik
eines telefonats ein

4. wenn die
vermittlungsstellen nicht mehr besetzt
die auskunft verwaist
die gebühren unbezahlbar geworden sind
dann rufe ich dich
und pfeife auf den monotonen ton
an meinem ohr

Uns allen blüht der Tod

Alfons Vietmeier

Bericht über ein geplantes Projekt im Pfarrverband Rhede zu
„Kranksein und Sterben im Leben des Christen“

Die Idee, ein solches Projekt anzustoßen, erwuchs aus verschiedenen Erfahrungen, die ich in den ersten Monaten meiner neuen Tätigkeit in Rhede machte (um nur einige zu nennen).

- Ein älterer Jugendlicher fährt mit überhöhter Geschwindigkeit 2 Kinder um; diese sind beide tot. Große Betroffenheit. Aber was dann? Wie werden die Eltern damit fertig? Und er selbst? Seine Freunde? Die Klassenkameraden der beiden Kinder? Sprechen sie überhaupt darüber? Und wie? Wer hilft ihnen, damit fertig zu werden?
- Ähnliche Fragen bei mehreren Selbstmorden: Ein 18jähriges Mädchen erhängt sich nach fristloser Kündigung, weil sie bei einem kleinen Vergehen erlappt wurde; eine andere Jugendliche nach einem Streit . . .
- Besuch in einer Familie nach dem plötzlichen Tod der Mutter – Anfang 50 – es sind noch jugendliche Kinder da, völlige Hilflosigkeit, Worte zu formulieren; verlegenes Herumstehen; nervöses Greifen nach einer Zigarette, die dann – beim Merken der Peinlichkeit – wieder hastig weggesteckt wird. „Man darf ja eigentlich nicht weinen!“ Was sage ich? Und wie?
- Gespräche am Krankenbett: Die Besucher wollen ermuntern: „Bist bald wieder gesund und munter! . . .“ und machen etwas verkrampfte, neckisch gemeinte Späße. Dann im Flur: „Wir wissen, wie schwer krank die Tante ist und daß die Eltern sagen: Da ist wenig Hoffnung. Aber darüber kann man ja eigentlich nicht sprechen.“
- Ich lese von einem 16jährigen Jungen, der Leukämie hat. Er schreibt: „Ich möchte mich ja so gerne mit meiner Fa-

milie und meinen Bekannten, wenn sie mich besuchen, unterhalten wie das mit dem Sterben ist und ob es darüber hinaus noch was gibt. Aber ich mag nicht damit anfangen, weil's denen bestimmt zu unangenehm ist, darüber mit mir zu sprechen . . .“ Ich denke: Welch schreckliche Umkehrung! Da muß der Kranke Rücksicht auf die Gesunden nehmen.

Bei der Erarbeitung von Themenschwerpunkten für den Religionsunterricht wünscht eine 9. Klasse (Realschule) nach „Jugendsekten“ an zweiter Stelle „Fragen nach Sterben, Tod und was dann?“

Solche und manch ähnliche Erfahrungen liefern immer wieder auf die Frage zu: Müßten wir nicht als Christen, als Kirche gerade hierbei etwas tun, um zu helfen, die ganzen Hilflosigkeiten, Ängste aufzufangen? Müßten wir sie nicht besprechbar und bearbeitbar machen? Denn es gilt: „Uns allen blüht der Tod!“ Das einfach tabuisieren, den Kopf davor in den Sand stecken in der Hoffnung, möglichst lange solch unangenehmen Erfahrungen aus dem Weg gehen zu können: Das ist wahrlich nicht der richtige Weg. So wurde in verschiedenen Gesprächen hin und her im letzten Winter die Projektidee geboren.



Im kommenden November wollen wir versuchen, mit möglichst allen Alters- und Zielgruppen auf verschiedene Weise die Fragen nach Kranksein, Leid und Sterben aufzugreifen. So wie ein Stein, der ins Wasser fällt, Wellen schlägt, ging die Projektidee ein in die Seelsorgekonferenz, in den Pfarrverbandsrat, in Vorstände, Leiterrunden . . . ein kleiner Mitarbeiterkreis hat sich gefunden. Ideen wurden gesponnen, Beiträge gesammelt. Dazu einige Beispiele:

- *Kindergärten*: Die Kindergärtnerinnen setzen sich selbst mit dem Thema auseinander und planen dann im November in ihren Gruppen einen solchen Schwerpunkt. Hinzu kommt ein Elternabend: „Was sage ich den Kindern, wenn Oma stirbt: Ist sie im Grab oder im Himmel?“
- *Schulen*: Schwerpunkt im Religionsunterricht auch mit möglicher Verzahnung, z. B. zum Deutschunterricht (Auswahl von entsprechenden Lesestücken). Der Kunstunterricht kann eine Ausstellung von Schülerarbeiten in den Kirchen vorbereiten und: Die Lehrer selbst haben ja auch Unsicherheiten und Fragen: Also ein religionspädagogisches Fachgespräch und Arbeitskreise sind in Vorbereitung.
- *Vereine, Gruppen und Verbände* haben ihre Abende mit Gesprächen, zu denen ein Arzt, u. U. eine Krankenschwester und ein Krankenhauspfarrer eingeladen werden.
- *Predigtreibe* (mit Predigeraustausch) und entsprechender thematischer Meßgestaltung (auch Jugendmesse).
- Es hat sich ein *Arbeitskreis* gebildet, der regelmäßig im Krankenhaus ein „geistliches Wort zur Nacht“ den Kranken per Funk überspielt.
- *Podiumsdiskussion* mit Ärzten, Krankenschwestern und Priestern.
- Und für die Jugend: Aufführung des Singspiels „Uns allen blüht der Tod“ am Volkstrauertag um 19.00 Uhr in der Pfarrkirche. *Peter Janssens* hat die Musik dazu komponiert nach Texten von *Friedrich Karl Barth/P. Horst* für den evangelischen Kirchentag in Nürnberg. Der Untertitel heißt: „Ein Fest für die Lebenden.“ Themen der einzelnen Akte: Mitten im Leben; Passion des homo sapiens; im Angesicht des Todes; das Leben feiern.

Es treten darin auf ein „Mensch“, der sagt, was ist; ein „Prophet“, der träumt, was sein kann; „Totengräber“, die Sprüche machen; „Klageweiber“, die Gefühle zeigen; „Raubbauern“, die für sich sprechen und natürlich – wie immer bei Peter Janssens – alle, die mitsingen, z. B. das „Selig seid ihr . . .“

Natürlich planen wir nicht ein Konsumangebot für Jugendliche. In den Wochen vorher gibt es in Jugendtreffs, in Leiter- und Oberrunden verschiedene Möglichkeiten, sich auf dieses Singspiel bzw. die Thematik einzustellen. . . (u. U. am Buß- und Betttag ein liturgischer Abend . . .?)

Das alles klingt nach sehr viel (besonders nach viel Vorbereitungsarbeit). Ob das so gelingt, wissen wir selbst auch nicht. Was an weiterem entsteht und was auch liegen bleiben muß, werden die kommenden Wochen zeigen.

Ich meine, daß auf jeden Fall schon Kreise gezogen sind. Wenn es im November gelingt, zumindest etwas den Schleier von Hilflosigkeit und Angst zu lüften, der über Kranksein, Leid und Sterben liegt, dann hat es sich gelohnt, dann ist etwas mehr an Menschlichkeit und Christlichkeit im Leben der Menschen in Rhede gewachsen, dann ist ein Schritt getan in Richtung „Einüben in die Liebe als rechtes Einüben ins Sterben-Können“.

Ich teile meine Zukunft nicht in Planquadrate ein

Die folgenden Aussagen junger Leute zum Thema „Lebensplanung“ sind Auszüge aus einem Gespräch mit der Gruppe: „Zähne“ und der Gruppe: „Schlumpfe“ aus der Pfarrei St. Joseph in Münster. Beiden Gruppen sei an dieser Stelle für ihre Gesprächsbereitschaft gedankt!

Frage: Habt Ihr Euch schon einmal über Euer späteres Leben Gedankengemacht? Welche Pläne habt Ihr für Eure Zukunft?

Antwort: Mir fällt dazu ein Gespräch zwischen mir und meinem Schwager ein. Mein Schwager ist nämlich Manager bei Henkel. Er unterscheidet in seinem Leben zwischen Mikro- und Makro-Planung. In diesem Gespräch sagte er zu mir, daß meine Mikro-Planung wohl stimmig sei, aber eine Makro-Planung bei mir nicht vorhanden sei. Er versteht darunter, daß er mir für die nächsten 8-12 Jahre voraussagen kann, wann er promoviert, wann er seine Professur bekommt, wann er einen Amerika-Aufenthalt plant und daß er auch sagen kann, wann er eine Familie gründet, ein Haus baut und seine Kinder zur Schule schickt. Ich habe ihm geantwortet, daß ich ihm wohl sagen kann, wann ich mich hinsetze, um zu lesen, um Schokolade zu essen oder schwimmen zu gehen oder Freunden zur Last falle. Diese letztere Mikro-Planung ist das, was für mich ganz wesentlich ist. Zur Makro-Planung weiß ich ja nicht, wie die Umstände sich ändern, es kann ja sein, daß ich jeden Moment sterbe und da nützt mir meine ganze Makro-Planung auch nichts mehr. Meine Mikro-Planung bezieht sich auf die Dinge, die unmittelbar an mich herantreten. Bei meinem Schwager ist das anders, und das Interessante ist, daß er mit seiner Planung durchkommt, damit recht hat und sich wohl dabei fühlt, das ist ja das wichtigste.

Antwort: Man muß sich ja jetzt allmählich Gedanken machen über seine Zukunft. Denn irgendwann kommt ja ein-

mal die Außenwelt mit Forderungen auf einen zu und sagt: Wir können dich ja nicht unbegrenzt beköstigen, das geht ja nicht jahrelang, denk dir mal was Schönes aus, was du machen willst und so wird man ja zur Planung gezwungen, d. h. Planung geschieht ja nicht immer ganz freiwillig!

Antwort: Ja sicher habe ich konkrete Pläne: Ich möchte zunächst einmal meinen Beruf zu Ende lernen. Wenn ich die Lehre hinter mir habe, dann erst mal praktisch arbeiten. Dann nach einem Jahr wieder weiter theoretisch schulen lassen, so daß man irgendwann zu einer führenden Position kommt. Dann, wenn man das erreicht hat, das sind vielleicht noch etwa 8 Jahre von jetzt ab gerechnet, dann vielleicht heiraten und Kinder kriegen.

Frage: Welche Hoffnungen und Ängste habt Ihr, wenn Ihr an Eure Zukunft denkt? An Häuserwänden sieht man immer häufiger: „no future“ gemalt! Gilt das auch für Euch? Viele Erwachsene behaupten, in diesem Schlagwort: „no future“ käme die Einstellung zum Ausdruck, nach der Jugendliche nichts tun wollen für ihre Zukunft, dazu keine Lust hätten. Sie wollten sich nicht engagieren für ein besseres Leben, sondern einfach alles auf sich zukommen lassen. Was haltet Ihr davon?

Antwort: Ich sympathisiere mit Punkern u. ä. Gruppen. Abgesehen von der Musik bin ich mit ihnen der Meinung, daß wir in eine Welt hineingeboren sind, die viel zu stark reglementiert ist!

Antwort: Diese Einstellung entspringt sicher auch einer allgemeinen Unsicherheit, man ist sich sehr unsicher, ob die Welt überhaupt fortbestehen wird. Diese Sorge ist angesichts von Rüstungswettlauf und Umweltproblematik meines Erachtens durchaus verständlich.

Frage: Das Stichwort Umweltproblematik möchte ich gerne aufgreifen: Haben Prognosen, wie etwa in dem Bericht an den US-Präsidenten, im Hinblick auf die Entwicklung unserer Umwelt in den nächsten Jahrzehnten für Euch persönlich Konsequenzen?

Antwort: Es wäre natürlich gut, wenn man persönlich an-

fangen würde, aber man sitzt da auch ganz schön drin! Wenn ich mich z. B. für Kultur interessiere und fahre nach Bochum ins Theater, um mir ein Stück anzuschauen, dann muß ich mit dem Auto fahren und damit verpeste ich die Umwelt. Ich glaube, ich alleine kann die Probleme nicht lösen. Ich weiß auch nicht, wie!

Antwort: Für mich haben solche Prognosen keine Konsequenzen! Wenn ich wüßte, daß in 20 Jahren alles vorbei ist, so hätte dies für mein jetziges Leben keine Konsequenzen!

Antwort: Die augenblickliche Situation ist ja die, daß wir ers allmählich dahinter kommen, welche Auswirkungen bestimmte Umwelteinflüsse langfristig haben können. Selbst wenn da jemand durchblickt, wird er doch sehr bald die Erfahrung machen, daß er mit seinem Durchblick noch lange nichts verändern kann, weil er nur ein Rädchen im Getriebe ist und in einem riesigen Betrieb drinsteckt, der am Laufen gehalten werden muß. Deshalb kommt sehr schnell die Resignation.

Man kann den besten Willen haben, man ist dann allerdings so in der Gesellschaft gefangen, daß man einfach nichts verändern kann. Es gibt zu viele nationale und internationale Zwänge.

Antwort: Wenn die etwas verändern wollten, etwa im Hinblick auf die Umweltbelastung, dann müßten wir wirtschaftlich gesehen rückwärts gehen. Dadurch würde das ganze System zusammenbrechen.

Antwort: Was soll diese ganze Veränderung, wir können ja doch nur den Zeitpunkt, dann dem das totale Chaos stattfindet, vielleicht um einige Jahre hinausschieben.

Antwort: Das Problem ist auch, daß wir alle vom Sparen reden, aber niemand bereit ist, wirklich zu sparen. Wer will schon seinen Lebensstandard einschränken. Wir wollen etwas verändern an der Umweltbelastung u. ä. Problemen, aber die notwendigen Konsequenzen wollen wir nicht auf uns nehmen.

Antwort: Ich sehe die ganze Sache nicht so pessimistisch, bis jetzt haben wir es noch immer geschafft, mit den Pro-

blemen fertig zu werden, warum sollen wir es nicht auch in Zukunft schaffen.

Frage: Wenn Ihr an Eure Zukunft denkt und Pläne für Euer Leben macht, welche Ziele erscheinen Euch dann erstrebenswert? Woran orientiert Ihr Euch?

Antwort: Wenn ich an das denke, was wir eben gesagt haben zu der Umweltproblematik und der möglicherweise bevorstehenden Katastrophe, so ist dies z. B. ein Argument dafür, mich nicht an der Produktion der nachwachsenden Generation zu beteiligen, d. h. keine Kinder in die Welt zu setzen.

Antwort: Für mich gilt, daß ich jetzt alles ausnutze, soweit es geht mit stets offenem Auge auf die Zukunft hin und auf die Umwelt und auf die Mitmenschen. Das scheint mir ein Mittelweg zu sein.

Antwort: Für mich spielt meine persönliche Freiheit eine entscheidende Rolle. Eine Einschränkung meiner persönlichen Freiheit kann ich nur dann akzeptieren, wenn ich dem zugestimmt habe. So finde ich es z. B. eine ungeheure Dreistigkeit, die mich veranlassen könnte, ein Terrorist zu werden, wenn jemand das Recht beansprucht, von mir zu verlangen, daß ich Wehrdienst leisten soll und somit den Anspruch erhebt, über 15 Monate meines Lebens zu bestimmen. Das ist es, was ich nicht akzeptieren kann und was mich letztlich auch resignieren läßt.

Antwort: Die Prinzipien, nach denen ich handle, sind zunächst einmal rein egoistischer Natur. Selbst wenn ich mich sozial engagiere, dann tue ich das nur, um mein schlechtes Gewissen, das ich angesichts sozialer Mißstände bekomme, zu beruhigen. Letztlich tun wir doch alles, was wir tun, aus egoistischen Motiven. Selbst Mutter Teresa muß bei ihrer Arbeit in Kalkutta doch irgendwie eine persönliche Befriedigung empfinden – und das sind doch egoistische Motive.

Antwort: Für mich gibt es zwei entscheidende Prinzipien, an denen ich mein Verhalten orientiere: das eine ist, daß ich nur das tue, was ich unmittelbar überschauen kann, insbesondere im Hinblick auf seine Konsequenzen, d. h. wo

ich den unmittelbaren Erfolg sehe. Und das zweite Prinzip heißt, daß ich das tue, wozu ich Lust habe.

Antwort: Auch im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen, z. B. bei einer Freundschaft, möchte ich nur so lange jemandes Freund sein, so lange mir diese Beziehung was bringt und so lange ich dazu Lust habe. Es fällt mir sicher nicht leicht, dem anderen zu sagen, wenn eine Freundschaft zu Ende ist und da meldet sich auch mein Gewissen, aber was nützt es, wenn ich dem anderen etwas vorgaukle.

Lebensplanung

Hermann Kappenstiel

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!“ Dieser Satz sagt eine Menge aus: Vertrauen in die Jugend, Zuversicht im Hinblick auf die kommenden Jahre, Hoffnung, die Jugendlichen von heute möchten als Erwachsene von morgen das Überkommene weiterführen und gestalten . . . Was aber ist, wenn von Jugendlichen ganz andere Töne zu hören sind? Ich kenne kaum eine Veröffentlichung über die Jugend von heute, in der ihr nicht nachgesagt wird, sie sehe schwarz für ihre eigene Zukunft, in der nicht nachgedacht wird über die fast schon sprichwörtlich gewordene „Null-Bock-Mentalität“. Ich finde es (zumindest an dieser Stelle) müßig, darüber Vermutungen anzustellen, ob die Jugend von heute wirklich so ist oder nicht. Es gibt sicher solche und andere Jugendliche. Wie aber jungen Menschen geholfen werden kann, ihre Zukunft zu sehen, zu planen und zu gestalten, das sollte immer ein Anliegen der Erwachsenen sein, besonders derjenigen, die sich Jugendarbeit zur Aufgabe gemacht haben.

Was mich in letzter Zeit stutzig macht, ist die Tatsache, daß viel über Jugendliche und ihre Sicht von der Zukunft gesprochen und geschrieben wird, daß aber wenig (gar nicht?) von der Generation der Erwachsenen die Rede ist, von ihrer Hoffnung, von ihrer Angst! Sollte es bei den Erwachsenen ganz anders sein als bei den Jugendlichen? Gibt es bei ihnen keine Angst vor der Zukunft? Keine Anflüge von Resignation und Hoffnungslosigkeit? Oder ist das Entsetzen über die (tatsächliche oder vermutete) Resignation der Jugendlichen bei (uns) Erwachsenen deshalb so stark, weil sie an unsere eigene Angst vor der Zukunft rührt, weil Jugendliche vielleicht mehr Mut haben, das auszusprechen, was Erwachsene „nur“ denken und fühlen und mehr oder weniger erfolgreich verdrängen?



Hoffnung und Resignation entstehen nicht im luftleeren Raum. Wer möchte, daß Jugendliche hoffnungsvoll in die Zukunft sehen und gehen, muß mit ihnen über seine eigene Hoffnung sprechen, und wohl auch über seine Zweifel und Ängste. Es geht nur in lebendigem Kontakt und Austausch, zu lernen und zu lehren, wie menschliches Leben gelingen kann. Leben kann man letzten Endes nur durch Leben lernen. Diese Binsenweisheit hat es nötig, daß sie von Zeit zu Zeit neu in Erinnerung gebracht wird. Und mir scheint, es ist heute die Zeit, es zu tun!

Wer als Christ über die Zukunft der Welt nachdenkt, wird es nicht tun können, ohne vom Reich Gottes zu sprechen, von der neuen Welt, die in Jesus Christus angebrochen ist, endgültig und unwiderruflich. Wer mit jungen Menschen zu tun hat, wird nicht selten die Erfahrung machen, daß solche Gedanken nicht ankommen, auf Unverständnis stoßen; daß sie kaum etwas ändern bei Jugendlichen, die eher resignieren. Ich habe nach Gesprächen mit Jugendlichen manchmal das Gefühl gehabt, daß die Gegensätze nur noch stärker geworden waren. Auf der einen Seite die Erfahrung einer Welt, in der es anscheinend nicht viel zu hoffen gibt, auf der anderen Seite der

Traum von einer Idealwelt, die sich nicht greifen läßt. Sollte es tatsächlich so sein, daß (junge) Menschen von heute sich in den Erfahrungen, wie sie in der Bibel Ausdruck gefunden haben, nicht wiederfinden können, weil sie gänzlich andere Erfahrungen machen? Diejenigen, deren (Lebens- und Glaubens-) Erfahrungen in der Heiligen Schrift ihren Niederschlag gefunden haben, waren doch Menschen wie wir – mit allen Vor- und Nachteilen, mit Licht- und Schattenseiten.

Wenn christlicher Glaube für Jugendliche Lebenshilfe werden soll, dann kommt es darauf an, Anknüpfungspunkte zu finden zwischen den Erfahrungen der Menschen damals und heute.

Ausgehend von dem Gespräch mit Jugendlichen, das auszugsweise in diesem Buch abgedruckt ist, möchte ich einige solcher Anknüpfungspunkte aufzeigen.

Dabei gehe ich von zwei Grundannahmen aus:

- In der Bibel lassen sich Erfahrungen entdecken, die etwas gemeinsam haben mit den Erfahrungen junger Menschen heute, auch mit den negativen Erfahrungen, mit der Hoffnungslosigkeit und mit ihren Zweifeln.
- In den Äußerungen von Jugendlichen steckt mehr an Hoffnung und Zukunftsperspektive, als man auf den ersten Blick wahrnimmt.

An vier Beispielen möchte ich das verdeutlichen

1. „ . . . die Erfahrung machen, daß er . . . nichts verändern kann!“ oder „*Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen!*“ (Lk 5, 5)

Es lohnt sich nicht. Es hat keinen Sinn, noch einmal einen Versuch zu starten! Das sagen die Männer, mit denen Jesus sein Werk beginnt. In diesen Worten kommt nicht nur der Mißerfolg beim Fischen zum Ausdruck. Dahinter steht auch die Erfahrung des Mißerfolges, als sie keine Fische mehr fangen, sondern Menschen (vgl. Mt 4, 19). Die Erfahrung des Mißerfolgs und das Gefühl, überhaupt keine Aussichten auf Erfolg zu haben, gehören zum Leben des Jüngers, so wie es zum Leben Jesu gehört. Von dieser Erfahrung zu sprechen und dieses Gefühl zu äußern, ist doch nur menschlich. Es lohnt sich, daraufhin einmal die Psalmen zu lesen. Mir scheint, es ist heute bei vielen verpönt, vom Mißerfolg zu sprechen. Aber

indem ich etwas verschweige, schaffe ich es noch nicht aus der Welt! Und Hoffnung kann ich einem Menschen doch erst machen, wenn ich seine Angst ernst nehme. Ob nicht die Hoffnungsbotschaft, die die Christen verkünden, deshalb so wenig zugkräftig ist, weil sie zu wenig spürbar werden läßt, daß es lebendige Solidarität gibt mit denen, die (noch) keine Hoffnung haben? Ob nicht die von Christen verkündete Hoffnung zu blumig ist? Wenn ich bei Paulus das zweite Kapitel im ersten Brief und das dritte und vierte Kapitel im zweiten Brief an die Korinther lese, beschleicht mich der Gedanke, daß wir in unserer Verkündigung das „Leben mit dem Mißerfolg“ und die „Perspektive des Scheiterns“ nicht ernst genug nehmen.

Was aber können wir tun? Die Jünger haben ja bei aller Mutlosigkeit, die es zeitweilig bei ihnen gab, nicht resigniert: „ . . . doch auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen!“ Das klingt so einfach! Ein Wort genügt!?? Doch übersehen wir nicht, daß hinter diesem lapidar klingenden Satz die Erfahrung mit Jesus steht, der sich unermüdlich bis in das Scheitern am Kreuz hinein für seine Sache – die Sache Gottes – einsetzte! Und in dem *Wort* Jesu verdichtet sich für die Jünger sein Leben. Wenn wir jungen Menschen Hoffnung zum Leben machen wollen, dann dürfen wir nicht die Rollen verwechseln! Nicht auf *unser* Wort hin sollen und können sie die Netze auswerfen, sondern auf *sein* Wort hin. Unser Reden wird für Jugendliche nur dann glaubwürdig und anziehend sein, wenn *wir selbst* auf *sein* Wort hin *unsere* Netze auswerfen . . .

Als Christen die Hoffnungslosigkeit ernster nehmen, die eigene und die der anderen, das klingt paradox. Die Botschaft vom Kreuz als Hoffnungsbotschaft verkündigen, das klingt widersinnig. Aber mit dieser Kritik mußte schon Paulus sich auseinandersetzen (1 Kor 1, 18-31).

2. „ . . . es kann ja auch sein, daß ich jeden Moment sterbe, und da nützt mir meine ganze Mikro-Planung auch nichts mehr. Meine Mikro-Planung bezieht sich auf Dinge, die unmittelbar an mich herantreten!“

Oder: „ . . . ich werde meine Scheunen einreißen und größere bauen; dort werde ich mein ganzes Getreide und

meine Vorräte unterbringen. Dann kann ich zu mir selber sagen: Nun hast du einen großen Vorrat, der für viele Jahre reicht. Ruh dich aus! Iß und trink und freu dich des Lebens.

Doch Gott sprach: Du Narr; noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann all das gehören, was du angehäuft hast?“ (Lk 12, 18-20)

Ich bin nicht sicher, ob der Jugendliche, von dem der oben zitierte Satz stammt, den genannten Schrifttext überhaupt kennt. Aber er trifft mit seinen Worten ziemlich genau das, was der Text meint. Was da vordergründig als Gedankenlosigkeit oder unverantwortliche Sorglosigkeit erscheinen mag, greift eine Kritik auf, die das Denken Jesu kennzeichnet. Sie richtet sich gegen Menschen, die meinen, ihr Leben ganz und gar in die Hand nehmen und durchplanen zu können. Die Weigerung junger Menschen, das Leben bis in alle Einzelheiten zu planen oder verplanen zu lassen, kann uns aufmerksam machen auf eine neue Sicht des Lebens. Vielleicht entspricht dem vermeintlichen Mangel an Weitsicht bei Jugendlichen auf unserer (der Erwachsenen) Seite ein Mangel an Offenheit für das, was auf uns zukommt, an Beweglichkeit, an zuversichtlicher Gelassenheit (Haltungen, die Früchte eines starken Gottvertrauens sind).

Für sich betrachtet ist das Jesuswort genauso einseitig und falsch wie die Äußerung des Jugendlichen. Wenn wir uns aber vor einer falschen und wohl auch nicht beabsichtigten Verabsolutierung hüten, bietet sich uns doch die Chance, eine neue – alte Sicht des Lebens wiederzuentdecken (alt: weil sie so alt ist wie Menschen selbst, weil sie zum Leben erweckt werden muß).

3. „ . . . man ist sich sehr unsicher, ob die Welt überhaupt fortbestehen wird.“

Oder: „*Herr, hilf uns, wir gehen zugrunde!*“ (Mt 8, 25).

Hinter der direkten Seesturmerfahrung der Jünger auf dem See Gennesaret steht die Erfahrung, daß ihr Leben vom Tod bedroht ist, daß übermächtige Kräfte am Werk sind, denen die junge Kirche sich nicht gewachsen fühlt. Wir leben in einer Zeit realer Bedrohung. Die ganze Welt steht auf dem Spiel.

Die Weltkatastrophe ist in greifbare Nähe gerückt. Man kann einwenden, mit der Erkenntnis, wir gingen zugrunde, sei noch nichts gewonnen. Ich meine doch! Die Jünger mußten erfahren, daß ihre Sicherheit trügerisch war. Erst in der Lebensgefahr erkennen sie, woher wirklich Hilfe und Sicherheit kommen. Sie erfahren sich als Menschen, die auf Gott angewiesen sind. Sie schreien nicht nur „Wir gehen zugrunde!“, sondern sie wenden sich an Jesus: „Herr, rette uns . . .!“ Ich bin nicht sicher, ob die Mehrzahl der Menschen heute schon wahrgenommen hat, wie gefährdet unser Leben tatsächlich ist! Wie sollten sie da spüren, daß sie jemanden zu Hilfe rufen müssen? Wie soll in solchem Denken Platz sein für Hoffnung auf Gottes Hilfe?

4. „ . . . letztlich tun wir doch alles, was wir tun, aus egoistischen Motiven!“

Oder: „*Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!*“ (Mt 22, 39)

Das klingt durch und durch negativ: wir tun alles aus egoistischen Motiven. Befragt, was er denn mit „egoistische Motive“ meine, gab der Jugendliche im Gespräch zur Antwort: „Nun, daß ich auf meine Kosten komme, daß es mir Freude macht!“ Mir scheint, ganz falsch und schlecht ist das nicht, wenn es nicht als ausschließliches Motiv gesehen wird. Aber könnte die (nicht selten feststellbare) starke Betonung der eigenen Wünsche und Interessen nicht u. a. auch aus der Erfahrung mit Christen kommen, die uns immer nur ausschließlich Selbstlosigkeit und Verzicht gepredigt haben, die eigene Wünsche und Bedürfnisse immer gleich mit Egoismus gleichsetzen? Der zweite Teil des Liebesgebotes scheint mir häufig nur halb zitiert. Von der Liebe des Menschen zu sich selbst wird meist nicht gesprochen. Wer sich aber selbst nicht lieben kann, d. h. wer sich selbst nicht annimmt, seine eigenen Wünsche nicht wahrhaben will, sich selbst nichts gönnt, dessen Leben ist ohne Freude. Geraten nicht gerade Christen in den Verdacht, griesgrämige Lebensverächter zu sein?

Und entspricht es nicht unserer Erfahrung, daß Menschen, die sich selbst nichts gönnen, auch nur schwer anderen etwas von Herzen gönnen?

Ich bin mir bewußt, daß diese Überlegungen anfechtbar, ein-

seitig sind; doch ich meine auch: sie sind der Rede wert. Es können nur Gedankenanstöße sein! Es müßte weiter darüber gesprochen werden. Aber wo sollen wir die Ansätze für ein Gespräch suchen, wenn nicht bei dem, was Jugendliche und was wir selbst denken und sagen?

Ich werde diese Gedanken den Jugendlichen vorlegen, mit denen wir das Gespräch über Lebensplanung geführt haben. Ich weiß nicht, was sie dazu sagen werden. Wahrscheinlich wird es mühsam! Aber ich hoffe, wir werden wieder miteinander ins Gespräch kommen. Und darum geht es zunächst einmal.

Eins hat mich besonders nachdenklich gestimmt. Am Ende unseres Gespräches stand die Frage: Kennt Ihr eigentlich Menschen, deren Leben Euch gelungen erscheint? – Nur zögernd sagte nach langem Schweigen einer aus der Runde: Ich glaube, ich kenne einen!

Eigentlich brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn junge Menschen nicht so sehr viel von Lebensplanung halten und wenn ihre Hoffnung nicht allzu überschwänglich ist.

Was sie brauchen sind weniger Hoffnungskonzepte als vielmehr hoffnungsvolle Menschen! – Vergleiche dazu *Jobannes 1, 35-51*.

Hörst du mich nicht klopfen?

Yeah, du hast seidene Schuhe

Yeah, du hast Plastik Boots

Kokain in deinen Augen

Yeah, du hast Speed Freak Jive

Hörst du mich nicht klopfen an dein Fenster

Hörst du mich nicht klopfen an deine Tür

Hörst du mich nicht klopfen, hier unten

auf der dreckigen Straße

Hilf mir, Baby, ich bin kein Fremder

Hilf mir, Baby, ich bin kein Fremder

Hilf mir, Baby, ich bin kein Fremder

Hörst du mich nicht klopfen,

hast du vielleicht'n gesunden Schlaf

Hörst du mich nicht klopfen, yeah, unter der Gaslaterne

Hörst du mich nicht klopfen, wirf mir die Schlüssel runter

Na schön

Jetzt hörst du mich große Glocken läuten

Hörst mich sanft und leise singen

Ich hab dich auf meinen Knien gebeten

Hab um mich getreten, hilf mir bitte

Jetzt stelz ich rum, ich krieg dich schon noch

Jetzt hörst du mich knurren, yeah,

ich hab schon platte Füße

Hörst mich schauerlich heulen, die Straße rauf und runter

Hörst mich Rabatz machen in der ganzen Stadt

Rolling Stones

Autoren und Herausgeber

Elisabeth Breulmann, Dipl.-Pädagogin

Ludger Funke, Kaplan in Lünen St. Marien

Hermann Kappenstiel, Stadtjugendseelsorger in Münster

Heinz-Josef Kessmann, Dipl.-Psychologe und 2. Vorsitzender des BDKJ im Bistum Münster

Bernhard Lübbering, Stadtjugendpfarrer in Recklinghausen

Theo Niederschmid, Referent für die Aus- und Weiterbildung hauptamtlicher Mitarbeiter in der kirchlichen Jugendarbeit im Bischöflichen Jugendamt Münster

Bardo Pfannkuchen-Schaffner, * Dipl.-Pädagoge, Referent für regionale Arbeit im Bischöflichen Jugendamt Münster

Hans Georg Ruhe, M. A. *, pädagogischer Mitarbeiter für den Bereich „Berufstätige Jugendliche“ an der Akademie der Diözese Hildesheim in Goslar

Ria Sönnekes, Referentin für soziale Dienste im Bischöflichen Jugendamt Münster

Hermann Steinkamp, DDr., Professor für Pastoraltheologie an der Universität Münster

Alfons Vietmeier, Kaplan in Rhede St. Gudula

Rudolf Volk, Dozent an der Fachhochschule für Sozialwesen in Regensburg

Heinz Witbake, Geistlicher Rat, Leiter der Abteilung: Schüler, Lehrer, Eltern im Bischöflichen Generalvikariat Münster, bis Juni 1981 Diözesanjugendseelsorger in der Diözese Münster

*Herausgeber